

Aus:

Joachim Renn

Performative Kultur und multiple Differenzierung
Soziologische Übersetzungen I

September 2014, 304 Seiten, kart., 29,99 €,
ISBN 978-3-8376-2469-4

Wie kann der große Abstand zwischen den kultursoziologisch dichten Beschreibungen situierter Praktiken und den gesellschaftstheoretischen Makroperspektiven überbrückt werden? In Einzelanalysen und Stichproben zeigt Joachim Renn, wie dies auf der Grundlage einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie gelingt. Der Band versammelt theoretische Überlegungen und historische Fallanalysen einer Soziologie der multipel differenzierten Gegenwartsgesellschaft. Im Ausgang von der Erfahrung gesellschaftlicher Intransparenz und notorisch normalisierter Fremdheit erweist Joachim Renn den heuristischen Nutzen einer Theorie sozialer Übersetzungen für die konkrete Erforschung sozialer Phänomene.

Joachim Renn (Prof. Dr. phil.) lehrt Soziologie an der Universität Münster. Er arbeitet im Feld pragmatistischer Gesellschaftstheorie und ist Mitherausgeber der Zeitschrift für Theoretische Soziologie (ZTS).

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-2469-4

Inhalt

Performative Kultur & multiple Differenzierung.

Ein Vorwort | 9

1. Performative Kultur und sprachpragmatische Soziologie | 13

- I. Kultur als Praxis? | 13
- II. Sprachpragmatische Kultursoziologie | 16
- III. Varianten der Sprachpragmatik | 19
- IV. Kontextualität und Universalität | 25
- V. Kulturelle Pluralität und implizites Hintergrundwissen | 30
- VI. Inkommensurabilitätsverdacht | 34
- VII. Methodische und normative Konsequenzen
für die Kultursoziologie | 39
- Literatur | 45

2. Die gemeinsame menschliche Handlungsweise.

Das doppelte Übersetzungsproblem des sozialwissenschaftlichen Kulturvergleichs | 51

- I. Zugang: Identität und Differenz | 51
- II. Praktischer Zugang und begriffliche Repräsentation | 55
- III. Vertiefte Differenz und die Erfahrung
der Unübersetzbarkeit | 60
- IV. Die gemeinsame menschliche Handlungsweise
und performative Kultur | 63
- V. Übersetzung zwischen Diskurs und Praxis statt
Pathos des Dialoges | 71
- IV. Pragmatische Unschärferelation | 77
- Literatur | 79

3. Der Tod des Kapitän Cook.

Formen des Verstehens und die Dynamik interkultureller Kollisionen | 87

- I. Missverstehen | 87
- II. Heterogene Geschichten und Horizontdifferenzen | 90
- III. Unbemerkte Gleichzeitigkeit und Anverwandlung | 96
- IV. Performative Grundlagen des »Verstehens« | 104
- Literatur | 110

4. Differenz der Religion.

Implizite religiöse Gewissheit zwischen Milieu und Organisation | 113

- I. Zur Eigenart von religiöser Gewissheit als Teil einer »performativen Kultur« | 117
- II. Die Unwahrscheinlichkeit des interreligiösen Dialoges | 123
- III. Arbeitsteilung: Differenzierung zwischen Milieu und Organisation (Mitgliedschaft und Zugehörigkeit) | 127
- IV. Schluss: Lob der Bürokratie | 134
- Literatur | 136

5. Traditionelle Rationalität und rationale Tradition.

Max Weber, Preußen und der Mythos der Bürokratie | 139

- I. Vorüberlegungen zur soziologischen Frage der Rationalität | 139
- II. Webers Bürokratiemodell | 145
- III. Erweiterte Rationalitätsproblematik | 151
- IV. Fachbeamtentum und Anwendungsrationalität | 158
- V. Anwendungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung | 165
- Literatur | 167

6. Vertraute Fremdheit und desperate Vergemeinschaftung.

Ethnizität und die doppelte Normalisierung kultureller Differenz in der Moderne | 173

- I. Konstruierte Alterität? | 173
- II. Subtile Re-Substantialisierung | 176
- III. Kriterien der »Ethnisierung« | 179
- IV. Basale Fremdheit und soziale Differenzierung | 182
- V. Die Veränderung von »Horizont-Triangulationen« | 185
- VI. Die zweite Normalisierung: Reaktion auf Anonymisierung | 188
- VII. Desperate Formen kultureller Selbst- und Fremdauslegung | 192
- VIII. Von kulturellen Stereotypen zu stereotypisierenden Praktiken | 195
- Literatur | 199

7. Von der anerkannten Ungleichheit zur ungleichen Anerkennung.

Normative Implikationen multipler sozialer Differenzierung | 205

- I. Das gleiche Recht auf Ungleichheit | 205
 - II. Konkrete Kritische Theorie und die Pluralisierung von Auslegungshorizonten | 209
 - III. Multiple Differenzierung oder stabile Anerkennungsordnung? | 212
 - IV. Multiple Differenzierung: Anerkannte Ungleichheit und ungleiche Anerkennung | 222
 - V. Ausblick auf normative Übersetzungsverhältnisse | 229
- Literatur | 231

8. Gewalt und kulturelle Selbstbehauptung | 237

- I. Gewalt und Kultur | 238
 - II. Die zweifach doppeldeutige »Behauptung« kultureller Identität | 242
 - III. Das pragmatische Verstehen und die flexible Selbstbehauptung | 253
 - IV. Die notwendig symbolische Struktur der angeblich physischen Gewalt | 258
- Literatur | 262

9. Zur Form des Milieus.

Performative Kulturen im Horizont von Gesellschaftstheorie und Sozialstrukturanalyse | 267

- I. Von der Form des Milieus zur multipel differenzierten Gesellschaft | 269
 - II. Vokabulare und Kategorien der Milieuforschung | 272
 - III. Differenzierungstheoretische Horizonte | 278
 - IV. Milieu als Form | 284
 - V. Formen der Form des Milieus | 288
 - VI. Empirische Zugänge zu performativen Kulturen | 294
- Literatur | 295

Drucknachweise | 301

Performative Kultur & multiple Differenzierung

Ein Vorwort

Joachim Renn

Kultur ist ein unmöglicher Begriff. Auch wenn ein Begriff im Zuge konstitutiver Unterscheidung durch bestimmende Gegenbegriffe hinreichend geklärt werden könnte (was man bezweifeln kann), so ließe sich die Anzahl der einschlägigen Kandidaten für einen solchen Gegenbegriff hier kaum sinnvoll begrenzen. Ohne den schillernden Ausdruck Kultur aber kommt die soziologische Gesellschaftstheorie nicht aus. Und das nicht nur deshalb, weil keine Theoriebildung ihre subkutane Abhängigkeit von kulturellen Horizonten, wirksam als implizite Plausibilitätskriterien (»Paradigma«), leugnen könnte ohne bedenkliche Rückwirkungen auf den Grad an Selbstillusionierung. »Kultur« muss als Kategorie, als operationaler Begriff, als Dimensionsangabe, als Titel für Sinn-, Wissens- oder Sachsphären oder wie auch immer ins Sprachspiel der Gesellschaftsanalyse aufgenommen werden. Selbst Niklas Luhmanns fortgesetzter Umbau der Systemtheorie kommt bei aller anfänglichen, nur halbwegs theorietechnisch ausgewiesenen Unduldsamkeit gegen Ende nicht darum herum, es mit dem Kulturbegriff als einem seriösen Element des terminologischen Netzwerkes doch noch zu versuchen (und somit tritt »Kultur«, der unsterbliche Wiedergänger unter den alteuropäischen Konzepten, als »Vergleichsbegriff« oder als Synonym für Teile spezieller Semantiken auch in der Systemtheorie wieder in Erscheinung).

Endgültige Klärungen des Kulturbegriffs sind auch davon nicht zu erwarten. Selbst die bemerkenswerte Karriere der »Kulturwissenschaften«, die es mittlerweile zu Studiengängen und zu allerlei eigenen Handbüchern gebracht haben, hat die babylonische Sprachverwirrung, die sich wie in einem Prisma der theoretischen Verlegenheiten in den zahllosen Kulturbegriffen bricht, nicht bereinigt, sondern eher zur Tugend der Geringschätzung theoretischer Strenge nobilitiert. Und auch die mit dem Markenprestige eines paradigmatischen »turns« ausgestattete »Transformation« der Kulturtheorie teilt mit den

Einseitigkeiten, von denen der »turn« sich abzuwenden behauptet, mindestens soviel in der Form der Theorie, dass der konstitutive Leitbegriff des Paradigmas trotz aller akribischen Kartographie sortierter »Ansätze« in seiner Einheit und in seinen Differenzen unterbestimmt bleibt. Das ist den Sympathisanten eines »cultural turn« nicht vorzuwerfen, liegt das Problem des Kulturbegriffs doch in der »Sache« selbst beschlossen.

Eine substantielle Bestimmung dessen, was Kultur sei, worin ihre Rolle im Sprachspiel einer Gesellschaftstheorie bestehen müsste, oder gar was als Einheit der Differenz der Kulturbegriffe zur Bereinigung des terminologischen Terrains taugen könne, ist deshalb entschieden *nicht* das Anliegen der hier vorgelegten Sammlung von Aufsätzen. Die Absicht ist eher, eine interne, den Umfang des Kulturkonzepts keineswegs erschöpfende, Unterscheidung zwischen Modi kultureller Formatierungen des Handelns vorzuschlagen und die Leistungsfähigkeit dieser Unterscheidung im Bereich makrosoziologischer, genauer: gesellschaftstheoretischer, noch genauer: differenzierungstheoretischer Theorie und Analyse zu erproben. Die eine Abteilung des hier durchgespielten analytischen Instrumentariums kreist also im Kern um die Unterscheidung zwischen dem Modus einer »*performativen*« Kultur, d.h. eines kulturellen Hintergrundes des Handelns, Wahrnehmens und Wissens, der mit Notwendigkeit implizit bleibt, und einer »*expliziten*« Kultur, d.h. einer systematischen Gesamtheit ausdrücklich artikulierter, begrifflich und propositional bestimmter sowie entsprechend bearbeiteter kultureller Formate des Handelns. Die andere Abteilung der theoretischen Heuristik ist differenzierungstheoretischer Art. Der Titel »multiple Differenzierung« ist selbst als eine zweifache Reaktion auf den Diskussionsstand zu verstehen. Erstens als Antwort auf die mittlerweile als unfruchtbar durchsichtige Kontroverse um den Primat entweder »funktionaler« oder aber »vertikaler« Differenzierung (»Ungleichheit«). Die späte Moderne (eine dieser dürftigen Formulierung gegenüber eindeutig überlegene Bezeichnung haben wir noch nicht) lässt sich theoretisch nicht sinnvoll auf nur eine primäre, konstitutive und charakteristische Differenzierungsform festlegen. Viel überzeugender erscheint es, von einer Differenzierung zweiter Ordnung auszugehen, mithin von einer Differenzierung zwischen Formen der sozialen Differenzierung, die eine Vielzahl von heterogenen, selbst wieder regional unterschiedlich realisierten, Varianten der Interferenz von Differenzierungsfolgen erzeugt (und von ihren Erzeugungen rekursiv wieder beeinflusst wird). Eine Achse dieser Differenzierungsformen ist mit guten Gründen als »kulturelle« Differenzierung zu bezeichnen, zum einen als Differenzierung von Modi des »Kulturellen« (habituellem Hintergrund versus »gepflegte Semantik«), zum anderen als Pluralisierung von Kollektiven oder Handlungskontexten, die sich qua gegenseitiger kultureller Abgrenzung, sei es in ausdrücklicher oder aber in performativer Weise, bestimmen. Das zweite Motiv einer analytischen Heuristik unter dem Titel der »multiplen Differenzierung«

steht mit dem erstgenannten, eher kultursoziologischen Zugang an dieser Stelle offensichtlich in einem engen Zusammenhang. Die Überzeugungskraft einer wachsenden Aufmerksamkeit für die »Praktiken« und »Praxen«, deren Eigensinn sich in auffälliger – aber historisch variabler – Distanz zur Wirkmächtigkeit von Strukturierungen auf Makroebene entfaltet und vollzieht, gibt hinreichende Anlässe für eine Erneuerung der handlungstheoretischen Erdung der makroperspektivischen Gesellschaftsanalyse. Insofern ergänzen sich die im Titelausdruck dieser Aufsatzsammlung zusammengebrachten Optiken in der Form einer gegenseitigen Spezifikation. Kultursoziologische und handlungstheoretische Nahaufnahmen und differenzierungstheoretische Makroanalysen konkretisieren und bestimmen sich gegenseitig, wenn es gelingt, systematische Pfade der Übersetzung zwischen den im Fach doch weitgehend getrennt operierenden Analysen der performativen Phänomene auf Bodenhöhe der Interaktion und der großformatigen Gesellschaftsdynamiken »entkoppelter« Eigenlogiken freizulegen.

Beide Horizonte: die analytische Perspektive einer kultursoziologischen Untersuchung »performativer« Kulturen und die pragmatistisch fundierte Theorie »multipler Differenzierung« bilden also einen engen systematischen Zusammenhang, und sie können möglicherweise auf diesem Wege Verbindungen legen zwischen in der Regel einigermaßen getrennt verhandelten soziologischen Feldern der Forschung und der Theoriebildung. Es ist darum weniger das Ziel der pragmatistischen Gesellschaftstheorie, in deren Fokus die Aufsätze dieses Bandes stehen, eine integrative Gesamtformel für die Beschreibung der Gegenwartsgesellschaft zu erstellen, als Brücken zu bauen zwischen Handlungs- und Gesellschaftstheorie, zwischen Praxis- und Differenzierungstheorie, vor allem aber zwischen qualitativen Formen der empirischen Forschung und einer Theoriebildung, die das Vertrauen in den Sinn und die Möglichkeit makroskopischer Generalisierung mit der Verpflichtung zur permanenten Revisionsbereitschaft im Lichte der Phänomene verbindet.

Bei den hier zusammengebrachten Aufsätzen handelt es sich ohne Ausnahme um – zum Teil allerdings sehr weitgehend – überarbeitete Fassungen von Beiträgen, die bereits in Sammelbänden oder Zeitschriften erschienen sind. Abgesehen von möglichen allgemeinen Vorbehalten gegen die Publikation von Einzelstücken, die in anderen Zusammenhängen entstanden sind, scheint eine solche Aufsatzsammlung demnach der Rechtfertigung zu bedürfen. Bei genauerer Überprüfung des Gesamtbildes, das die Aufsätze ergeben, lässt es sich aber vielleicht doch mit einigem Recht vertreten, dass sie zugleich jenseits von allzu störender Redundanz und diesseits von irritierender Heterogenität an einem gemeinsamen Strick ziehen. Es kommen – so der Eindruck und die Hoffnung des Autors – eine Theoriefigur und eine Forschungsperspektive zur Ansicht, die eine Zusammenstellung von anderenfalls verstreut gebliebenen Arbeiten zu einem umfassenderen Vorhaben hinreichend legitimiert.

Für die erwähnte umfassende Überarbeitung der Vorlagen waren die Vorschläge Linda Nells sowie die ausgesprochen sorgfältige und strenge Korrekturleistung von Franka Haak und Christian Keitel am Institut für Soziologie der Universität Münster von größter Bedeutung. Ihnen ist deshalb zum Schluss zu danken.

Münster, Februar 2014

1. Performative Kultur und sprachpragmatische Soziologie

I. KULTUR ALS PRAXIS?

Seit einiger Zeit ist viel von einem »cultural turn« in den Sozialwissenschaften zu hören. Das bedeutet im Groben wohl zunächst, dass der – oder ein spezieller – Begriff der »Kultur« einen zuvor unterschätzten systematischen Rang im Geschäft der Gesellschaftsanalyse habe. Man wird sofort zugeben: Ohne Zweifel haben die klassische und die neuere (z.B.: »reflexive«, Clifford, Marcus 1986) Kulturanthropologie sowie die Ethnographie den Sozialwissenschaften viel zu sagen. Aber das war auch schon zu Zeiten der großen, paradigmatischen Studien im heroischen Zeitalter »vor-postkolonialistischer« Ethnographie nicht grundsätzlich anders. Die einflussreiche Studie von Evans-Pritchard (1988) hat am Beispiel der »Hexerei« bei den Zande eine Art Dekonstruktion der Differenz zwischen Rationalität und Mythos vorgenommen. Schon vor Jahrzehnten hat diese Studie unverkennbar ihre Spuren in der wissenschaftstheoretischen Relativierung eines monochromen, transkulturellen Begriffs der Rationalität hinterlassen. Und es ist ja auch kaum vertretbar, dass in der klassischen *Soziologie* der Begriff und die Sache der »Kultur« keinen systematischen Stellenwert gehabt hätten. Was Max Weber angeht, verbietet sich geradezu eine diesbezüglich ausführlichere Explikation. Selbst die funktionalistische Offensive, die von Talcott Parsons gestartet wurde, und die noch heute in der Systemtheorie und bei den Nach-Parsonsianern lebendig ist, hat bekanntlich einen der entscheidenden Anstöße von B. Malinowski erhalten (Parsons 1978). Will man also Zurückhaltung üben, d.h. den »cultural turn« nicht unbedingt wie so manchen der rezenten »turns« verdächtigen, nur eine simulative Marktstrategie anzuzeigen, dann muss es einen spezifischen Gesichtspunkt geben, unter dem die »Kultur« noch einmal ganz frisch in den Fokus gerückt zu werden verdient.

Was die soziologische Diskussion angeht, ist dieser Gesichtspunkt die *performative* Modalität, in der sich Kultur im sozialen Handeln bemerkbar macht. Kultur soll im Unterschied zu ihrer vorherigen rationalistischen Verkürzung,

z.B. auf generalisierte Werte, jetzt als »Praxis« verstanden werden. Dass Kultur selbst »Praxis« sei, sich als Praxis in der Praxis vollziehe, forme, transformiere, dass sie sich gleichsam im Dickicht der sich selbst undurchdringlichen »Praktiken« fortwälze mit unbestimmter Zukunft, Abgrenzung und Bestandssicherheit, und dies in großer Unabhängigkeit von den abstrakten Strukturgerüsten, die eine klassische Soziologie erst theoretisch und methodisch fingiert und dann für die soziale Realität ausgegeben haben soll, dass diese soziologische Abstraktion überdies unbemerkt als Komplizin kolonialistischer Assimilation fungiert, das sind im Kern die postkolonialen und »praxeologischen« Kernthesen und Monita, die Inhalt und Dringlichkeit des »cultural turn« definieren sollen. Neben den »kritischen« Konnotationen, die der Bezug auf den intellektuellen Kolonialismus trägt, wird damit die ihrerseits lang schon geführte Diskussion über das Verhältnis zwischen »Struktur« und »Akteur« bzw. zwischen »Struktur« und »Handlung« mit leicht verschobenen Akzenten weitergeführt. Diese Akzentverschiebung – etwa im Kontrast zur älteren Kritik des Symbolischen Interaktionismus an der Reduktion des Akteurs auf eine Strukturmarionette durch die strukturfunktionalistische Makrotheorie – wird durch die zur Bezugsgröße ersten Ranges avancierte Praxistheorie Pierre Bourdieus (1979) markiert. Während E. Goffman und H. Garfinkel noch als Anwälte der relativen Interpretations- oder auch Aushandlungsfreiheit situierter Akteure *gegenüber* stabilen Struktur- und »Rollen«-Mustern aufgetreten sind (*»role-making«*), geht man mit Bourdieu nun gern einen Schritt weiter und erklärt – zusätzlich motiviert durch den »Post«-Strukturalismus – die Strukturkategorien und die an sie gehängten Vermutungen über die Determination individuellen Handelns im Ganzen zu Fiktionen der Soziologie. Bourdieus Feldzug gegen das »juridische« Vorurteil der Praxis der Logik (d.h. der sozialwissenschaftlichen Verwechslung von juridischen, gleich: regel-deterministischen Modellen des Handelns mit der sozialen »Realität«) kann so gelesen werden, dass soziales Handeln sich in nichts weiter abspielt und auf nichts weiter reagiert als auf die habituell-dispositional internalisierten Elemente einer »*Performativen Kultur*«. Die Auflösung der Struktur in der Praxis könnte aber zu weit gehen. Schon dem Interaktionismus ist im Verlauf der früheren Debatte mit einigermaßen überzeugenden Argumenten vorgehalten worden, dass man es mit der »Kulturalisierung« des Sozialen nun auch nicht zu weit treiben dürfte. Ein solches Argument ist der Hinweis auf die bemerkenswerte Stabilität situationstranszendenter Ordnungsmuster bzw. »Selektionsordnungen«. Und ein weiteres, anscheinend begriffliches, aber auch in der Sache gut verankertes Argument tritt hinzu:

Was auch immer »Kultur« sein mag (Kroeber, Kluckhohn 1952) – auch »Kultur als Praxis« oder, was nicht dasselbe ist, »Performative Kultur« können, wenn denn »Kultur« ein Differenzbegriff ist (Luhmann 1999: 31ff.), nur in Abhebung, im Kontrast gegen ein anderes als sie selbst begriffen werden (von

sich selbst oder von jemand anderem). Identität ist Differenz. Und schon deshalb scheint die sehr begründete Aufmerksamkeit für die *performative* Dimension sozialen Handelns und entsprechender Selektionsordnungen gut beraten, nicht einfach »Kultur« von Struktur zu unterscheiden (und was hieße das für beide Seiten der Unterscheidung?), sondern zwischen Modi des Kulturellen zu differenzieren – und dann ist Kultur schon nicht mehr nur Praxis, sondern Praxis wird, wenn Kulturformate sich hinreichend differenzieren und Kontexte bilden, zu *einer* Art Kultur. »Performative« Kultur »ist«, wirkt, fällt auf und wird mögliches Thema der soziologischen Theoriebildung und der kultursoziologischen Analyse erst dann und nur dann, wenn sie sich abhebt gegen erstens andere »performative Kulturen« und zweitens gegen »Kulturen« anderer Bauart. Kulturformen begrifflich zu differenzieren kann bedeuten, Freiheitsgrade von Praktiken zu unterscheiden. Das implizite Ethos beeinflusst die Praxis anders als der kanonische Ritus und die kodifizierte Regel (auch wenn in beiden Fällen keine »Determination« vorliegt). Und man sieht sofort, dass neben der Kultur-Struktur- und der Kultur-Kultur-Differenz eine dritte Seite ins Spiel kommt: Die Differenz an Freiheitsgraden korreliert mit dem Grad an *sprachlicher* Explizitheit der Praxis-koordinierenden, »kulturellen« Institutionen. Es ist eben doch die Sprache, an die wir uns hier halten sollten, gerade weil das keineswegs und überhaupt nicht impliziert, die nicht-sprachlichen, körperlichen und »leiblichen« Vollzugsmomente der Praxis aus der Rechnung zu nehmen. Im Gegenteil: Es ist gerade das jeweils unterschiedliche Verhältnis der sprachlichen Praxis zu den nicht-sprachlichen Aspekten der praktischen Situation, das den Zugang zur theoretischen Unterscheidung zwischen sprachlichen Handlungsformaten und dann zwischen performativen und »anderen« Kulturen freizulegen erlaubt.

Die folgenden Überlegungen setzen deshalb an bei dieser dritten Problematik des Performativen (neben der Kultur und der Struktur), bei der Sprache. Die soziologische Aufmerksamkeit für das Performative ist ja traditionell und gegenwärtig nicht allein in der Form allgemeiner Handlungstheorien aufgetreten, sondern es gibt einen eigenen, respektablen Strang der *sprachpragmatischen* Reflexion. Diesen Strang der Theoriebildung aufzurufen, kann u.U. zur Beförderung der begrifflichen Präzision und vor allem zur Erweiterung der analytischen Kapazitäten einer so genannten Praxeologie beitragen. Denn die Totalversenkung der situationstranszendenten sozialen Struktur – wie auch der reflexiven Intentionalität des handelnden Individuums – in die »dichte« Praxis trägt nur so weit, wie ein kurzer Moment der intellektuellen Befreiung von theoretischen Zwangsapparaten zu euphorisieren vermag. Nach der publikations- und karrierefördernden Ekstase des Neubeginns aber stellt sich schnell heraus, dass mit einer »Praxeologie« im Stile theoretischen Komplexitätsabbaus der »cultural turn« am Ende hinter den »linguistic turn« (den einzigen echten Dreh der Kulturwissenschaften, der über jeden Zweifel an

Substanz erhaben ist) zurückfällt. Eine sprachpragmatische Kulturosoziologie könnte hier vielleicht einspringen.

II. SPRACHPRAGMATISCHE KULTURSOZIOLOGIE

Eine sprachpragmatische *Kulturosoziologie* liegt in ausgearbeiteter, klar abgegrenzter und methodisch operationalisierter Form nicht vor. Die Sprachpragmatik im philosophischen, linguistischen und soziologischen Sinne ist vielmehr eine umfassende und facettenreiche *Perspektive*, aus der heraus klassische Bestimmungen des Kulturbegriffs und die Methoden und Themenreihen kulturwissenschaftlicher Forschung und Theorie in einer zugleich erweiterten und veränderten Beleuchtung erscheinen. Diese optische Umstellung ist dabei keineswegs allein den Überlegungen aus sprachtheoretischen und -philosophischen Disziplinen zuzurechnen, sondern erwächst zugleich, sozusagen endogen aus der kritischen Selbstreflexion kulturanthropologischer, ethnologischer und historischer Forschung. Die allgemeinste Klammer dieser Perspektivenverschiebung lässt sich simpel bezeichnen: Eine Kultur ist keine Gesamtheit objektiver Gegenstände, nicht einfach ein System von Ideen oder subjektiven Einstellungen,¹ sondern zuerst eine kollektive, besonders: sprachliche Praxis.

Das ist – wie bereits angedeutet – in dieser Form noch kein besonders origineller oder neuer Gedanke. Schon die funktionalistische Kulturanthropologie Malinowskis kann als Vorreiterin auch einer *sprachpragmatischen* Perspektive angesehen werden, waren doch in Malinowskis Auffassung Formen des Sprachgebrauchs wichtige funktionale Bestandteile der sozialen Organisation einer Gruppe.² In der ur- und frühgeschichtlichen Kulturforschung ist die Ergänzung archäologischer Funde und ihrer Interpretation durch sprachhistorische Rekonstruktionen der praktischen Implikationen von Wortbedeutungen längst etabliert. So erlaubt die chronologische Zuordnung von Lehnwortgruppen Rückschlüsse auf den Stand der materiellen Kultur einer vergangenen, schriftlosen Kultur (Maier 2000; Polenz 1991: 37ff.).

Darum wäre die Betonung sprachlicher Praxis und der praktischen Grundlage sprachlicher Konzepte allein noch nicht besonders aufschlussreich, würden sich an die Umstellung der Aufmerksamkeit auf den Primat

1 | Siehe diesbezüglich die Kritik von Clifford Geertz an der Definition von Ward Goodenough, in: Geertz 1987: 17.

2 | So heißt es beispielsweise: »In its primitive uses, language functions as a link in concerted human activity, as a piece of human behaviour. It is a mode of action and not an instrument of reflection« (Malinowski 1923: 312). Vgl. zur pragmatischen »Bedeutungstheorie« Malinowskis: Gloning 1996: 41ff.

der sprachlichen (und nicht- sprachlichen) Praxis nicht weitere Bestimmungen anschließen; sie betreffen den Charakter kollektiver, praktischer Regelmäßigkeiten, ihre kognitive Struktur und Geltung, ihre Reproduktions- und Transformationsformen und ihre methodische Zugänglichkeit. Im Horizont einer pragmatischen Interpretation von Kulturen und von »Kultur« liegen schließlich evaluative, anti-essentialistische, nicht-teleologische Implikationen sowie methodologische Konsequenzen, die auf das kognitive und normative Selbstverständnis rationaler kulturwissenschaftlicher und kultursoziologischer Forschung zurückwirken. Kulturen, begriffen als Praktiken oder Praxisfelder, werden zu einem sich selbst interpretierenden und auch dadurch vor allem zu einem transitorischen Gegenstand der Interpretation. Sie »liegen« nicht objektiv »vor«, etwa als geschlossene und scharf umrandete Gesamtheiten von expliziten Regeln, Glaubenssaxiomen oder Handlungsmaximen, sie sind nicht notwendig ko-extensiv mit ethnischen, regionalen oder (hoch-)religiösen Grenzziehungen. Kulturen im genannten Sinne stellen bewegliche, normativ besetzte Zusammenhänge zwischen kollektiven Handlungsweisen dar, zwischen denen unscharfe Grenzen und Austauschbeziehungen nicht die Ausnahme, sondern das Übliche bedeuten (Burke 2000). Kulturen interpretieren sich selbst und dabei und *dafür* immer schon andere Kulturen. *Kulturwissenschaftliche* Interpretation ist darum darauf verwiesen, objektivistische, universalistische und vermeintlich normativ neutrale Prämissen ihrer Methode auf den Prüfstand zu stellen.

Dazu reicht es aber noch nicht aus, sich nur auf die vage Bestimmung kultureller Einheit als Einheit einer Praxis zu einigen. Es ist zu Beginn des 21. Jahrhunderts schon ein Allgemeinplatz, dass Kulturen sich als symbolische Praktiken realisieren, und dass sie als diese Praktiken *in* diesen Praktiken symbolisiert werden.³ Performative Kulturen »sind« als »Kulturen« also elementar »selbstreferenziell«, auch dann, wenn sie noch nicht explizit selbstreflexiv sind, weil ein Element der Kultur als Ereignis in einer Sequenz durch andere Ereignisse eben dieser Sequenz, die auf es »verweisen«, in seiner Bedeutung und »Substanz« (mit-)bestimmt wird. Kulturen sind ein jeweiliges Gewebe von Bedeutungen,⁴ das durch die Angehörigen einer Kultur in ihren alltäglichen

3 | Klassisch ist dafür bekanntlich: Geertz 1987. Siehe dazu z.B. die Bestandsaufnahme der Kulturanthropologie von: Martin Fuchs 2001: 21.

4 | Man könnte also ebenso formulieren (und tut es auch), eine Kultur sei ein Text. Die pragmatische Interpretation von Texten, die sich über die hermeneutische Untersuchung von Schriften hinaus für die Beziehungen von Texten zu Handlungen interessiert, kann als Nachfolgerin von Versuchen einer Textgrammatik (als Analyse der Struktur von mehrsätzigen Sprachäußerungen) betrachtet werden, vgl. Motsch, Pasch 1987: 11f.

und außeralltäglichen Handlungen transformiert und reproduziert wird.⁵ Es kommt allerdings sehr darauf an, genauer anzugeben, was unter »symbolischen Praktiken« zu verstehen ist. Denn in welchem Maße und in welcher Form Kulturen in Sprache und Wissen »repräsentiert« werden, ist folgenreich sowohl für den Modus der kulturimmanenten Tradierung und Revision kultureller Hintergrund-Selbstverständlichkeiten als auch für den interkulturellen oder aber methodischen Zugang zu kulturellen Horizonten von außerhalb.

Von entscheidender Bedeutung ist darum – schon in der Geertz'schen Kritik an tradierten Kulturtheorien – der Begriff der Regel. »Regeln« sollen den sprachlichen und nicht-sprachlichen Praktiken innerhalb eines kulturellen Horizontes Zusammenhang, »Einheit« und Kontinuität geben. Die Frage aber bleibt, wie genau Regeln diese konstitutive Kraft entfalten? Es hängt vom Begriff der Regel und vom Konzept der Praxis ab, ob das Verständnis von »Kultur als Praxis« es noch immer zulässt, Regeln als eindeutige, klar definierte und einzelne Handlungen direkt *determinierende* Algorithmen zu begreifen (Geertz 1987: 17). Die Kenntnis der Kultur hinge dann vollständig und erschöpfend, von innen wie von außen betrachtet, von der Kenntnis eines mehr oder weniger umfangreichen Sets *expliziter* Regeln ab. Das würde bedeuten, dass man sich zum »Insider« einer zuvor fremden Kultur hinreichend durch das theoretische Studium eines Handbuchs entsprechender konstitutiver Regeln machen könnte. Eine der zentralen Einsichten einer möglichen sprachpragmatischen Kulturtheorie begründet jedoch ernsthafte Zweifel an genau jener Prämisse und ihren offensichtlich unplausiblen Implikationen. Diese Einsicht besteht kurz gesagt darin, dass einer prädikativ bzw. propositional verfassten, eindeutig definierten und in diesem Sinne expliziten Regel eine unbegrenzbare Anzahl »korrekter« Regelfolge-Ereignisse zugeordnet werden kann, so dass die handlungspragmatisch notwendige Selektion korrekter Regelanwendungen nicht durch die explizite Regel selbst und allein garantiert werden kann. Diese Einsicht begründet die Unhaltbarkeit der Vorstellung, man könne die Einheit des Sprach- und Weltwissens im Sinne einer Kultur oder eines kulturellen Horizontes *adäquat* durch eine klar bestimmte (und die Praxis bestimmende) Menge von Regeln und Normen *repräsentieren*. Die Regelartikulation kann zwar selbst angemessen, plausibel und in einem speziellen Sinne *adäquat* sein, nicht aber ist die Regelkenntnis allein hinreichend für eine angemessene *Teilnahme* an der Praxis, aus deren Betrachtung die Regel durch Abstraktion gewonnen wurde.

5 | Prominente Vertreter der »Cultural Studies« (die selbst weniger einem distinkten Paradigma folgen als eine Art »nicht-fixierter« Wissenschaftskultur darstellen) bringen die Voraussetzung des flüssigen und pragmatischen Charakters von Kulturen deutlich in Verbindung mit der Kritik z.B. an den ideologischen Folgen der Orientierung an fest umrissenen, statischen (»hoch«)-kulturellen Einheiten, siehe: Hall 1999.

Der spezifische Beitrag einer sprachpragmatischen Kulturtheorie besteht deshalb in der Präzisierung des Zusammenhanges zwischen (Hintergrund-) Wissen, Praxis und *Sprache*. Eine solche Präzisierung liefert die Vorbereitung dafür, Typen kulturellen Wissens entlang der Differenzierung von Explizitätsstufen sprachlicher Regeln und Bedeutungen zu unterscheiden. Darum ist neben der eingespielten sprechakttheoretischen Hauptlinie, die von J.L. Austin über J. Searle zu einer formalistischen Version der Sprachpragmatik führt, eher jener Traditionsstrang von besonderer Bedeutung, der unter Bezeichnungen wie »ordinary language philosophy« eine gewisse Skepsis gegenüber formalistischen Verallgemeinerungen und eine besondere Aufmerksamkeit für die kulturelle Funktion *impliziten* Sprach- und Weltwissens bewahrt.⁶ Die Sprachpragmatik leistet also nicht nur und nicht schon durch die Fokussierung auf die Struktur sprachlicher Praxis – die eben auch unabhängig von ihr längst en vogue ist – einen kulturwissenschaftlichen Beitrag, sondern durch die besondere Analyse der Funktion und der Modalität *impliziten* sprachlichen (kulturellen) Hintergrundwissens. Methodologisch hat diese Analyse sodann weitreichende Konsequenzen, insofern sie sich selbst und die kultursoziologische Perspektive im Allgemeinen als explizierende Repräsentation solch impliziten Wissens reflektiert, um schließlich die Verankerung des methodischen Kulturverstehens in der Pragmatik des Zugangs zu Feldern der Forschung und zu Foren der Argumentation sichtbar zu machen.

III. VARIANTEN DER SPRACHPRAGMATIK

Die Entwicklung bzw. Schärfung sprachpragmatischer Instrumente zur Unterscheidung von *Explizitätsstufen* kulturellen Wissens und kultureller Praxis sollte mit einer ausführlicheren Rekapitulation sprachtheoretischer, vor allem sprachphilosophischer Untersuchungen zur pragmatischen Dimension beginnen:

Mit Bezug auf Präzisionsgrade und Gegenstandsbereiche empfiehlt es sich, zuerst zwischen einer pragmatistischen Sprachauffassung im weiteren und einer sprachpragmatischen Theorie im engeren Sinne zu unterscheiden. Zum einen bezeichnet die pragmatische Dimension der Sprache eine Hinsicht, die in so gut wie jeder sprachwissenschaftlichen oder sprachtheoretischen Betrachtungsweise oder Forschung auf die eine oder andere Art Berücksichtigung findet: die Ebene des Gebrauchs bzw. der Verwendungsweisen und

6 | Vgl. zur sprachphilosophischen Darstellung und Einschätzung der »ordinary language philosophy«: von Savigny 1993, und als eine Neuauflage dieser Darstellungen im Zuge der Konjunktur des Performativen: Krämer 2006.

-formen von sprachlichen Ausdrücken, Strukturen oder Regeln.⁷ Zum anderen stellt der philosophische Pragmatismus mit seiner spezifischen semiotischen Ausrichtung – vor allem bei Charles S. Peirce, William James und John Dewey – eine umfassende, auf die praktische Bedeutung kognitiver und sprachlicher Konzepte ausgerichtete Perspektive auf sämtliche klassische, philosophische Themen dar.⁸ Die Sprachpragmatik im engeren Sinne steht mit dem zuletzt genannten Pragmatismus in mancherlei Beziehung, ist aber aufgrund ihres methodischen und gegenstandsbezogenen Zuschnitts als eine spezifischere Analyse sprachlicher Gebrauchsweisen im engeren Sinne zu sehen, die sich u.a. in Sprechaktheorie, Konversationsanalyse, Universal- und Formalpragmatik unterteilt.

Die Sprechaktheorie ist zuerst eine Theorie sprachlicher Bedeutung, die im Horizont wissenschafts- und erkenntnistheoretischer Fragestellungen zwei alte Einsichten wiederentdeckt, für die bereits Humboldt und später die Bühler'sche Organontheorie der Sprache stehen: dass die Sprache erstens nicht allein deskriptive Funktionen hat, und dass darum die Form des Aussagesatzes nicht das exklusive Modell der Reflexion auf die Sprache sein kann. Diese Relativierung der deskriptiven Funktion erhält zweitens grundlegende Bedeutung dadurch, dass bei den Alternativen zur Form des Aussagesatzes nicht einfach – wie durchaus auch vorher schon üblich – an referenzlose sprachliche Ausdrucksmittel gedacht wird, sondern dass der Bezug von sprachlichen Ausdrücken auf außersprachliche Wirklichkeit selbst nicht auf die Aussageform beschränkt werden kann: Diese Bezugnahme der Sprache bzw. mittels der Sprache auf »die Welt« besteht nicht exklusiv in einer reinen Abbildung, bzw.

7 | Es werden dabei durchaus unterschiedliche Abgrenzungen zwischen Semantik und Pragmatik vorgenommen: Rudolf Carnap stellte noch die Semantik als eine Theorie der Anlage und der Interpretation künstlicher Sprachen der Pragmatik als einer empirischen Untersuchung von natürlichen Sprachen gegenüber (Carnap 1938), während an anderer Stelle die Semantik als die Theorie, in der kontextlosen Sätzen Bedeutung zugeschrieben wird, die Pragmatik dagegen als die Theorie der Kontexte, in denen die Sätze von Sprechern interpretiert werden, gilt (Levinson 1994: 5ff, 20; Blakemore 1987).

8 | Dass die Verbindung z.B. von Erkenntnisvermögen und Praxis in der Tradition des amerikanischen Pragmatismus eine wesentliche Einsicht der »postempiristischen« Wissenschaftstheorie vorwegnimmt – nämlich den Gedanken, dass alle sprachlichen Repräsentationen von vermeintlich reinen Beobachtungstatsachen sprach-, vokabular- und damit gewissermaßen *kulturabhängig* sind – bringt z.B. Hilary Putnam prägnant zum Ausdruck: »Was vorliegt, sogar auf der Ebene der Beobachtungstatsachen, wird teilweise davon abhängen, welche Kulturen wir schaffen, und das heißt, welche Sprachen wir ausbilden« (Putnam 1995: 27).

sie entspricht grundsätzlich nicht einer in jeder Hinsicht äquivalenten Repräsentation außersprachlicher Tatsachen.⁹

Diese beiden Einsichten sind durchaus als voneinander getrennte Impulse der Sprachpragmatik zu behandeln, denn sie motivieren voneinander logisch unabhängige Reaktionen auf die klassische Verkoppelung von Bedeutung und Geltung (nämlich entweder eine kontextualistische Verabschiedung oder aber eine formalistische Erweiterung der Bindung der Bedeutung an die Geltung). Diese Verkoppelung hat sich spätestens seit Frege – dann paradigmatisch beim frühen Wittgenstein des *Tractatus* – in der wahrheitsfunktionalen Semantik zugespitzt (Tugendhat 1976). In der prägnanten Formel des frühen Wittgenstein kennen und verstehen wir die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks, wenn wir wissen, was der Fall ist, wenn der Ausdruck – der demnach ein Satz bzw. die Realisierung einer Proposition sein muss – wahr ist. Man muss die repräsentationalistische Korrespondenzidee, die so nachhaltig die abendländische Tradition der Sprachreflexion beeinflusst hat, dabei gar nicht gering schätzen. Immerhin vermochte sie für lange Zeit eine arbeitsfähige Antwort auf die Frage, wie die Sprache überhaupt in der Welt verankert wäre (nämlich über die relationierbaren Kenntnisse des Sprachverwenders erstens von außersprachlichen Sachverhalten und zweitens von sprachlichen Ausdrucksformen), zu geben. Das Bild gerät aber ins Wanken, sobald sich die Erfahrung durchsetzt, dass eben jene sachliche Weltkenntnis durch das Sprachwissen selbst *geformt* wird. Der »linguistic turn« impliziert eben auch, dass nicht allgemeine subjektive Verstandesleistungen, sondern *sprachliche* Formate für die Synthesis der Gegenstände und Sachverhalte konstitutiv sind. Dann aber fällt der Vergleich zwischen Sprache und Welt als Kriterium adäquater Repräsentation aus, weil sich zeigt, dass hier Sprache mit Sprache verglichen wird und die »Welt« sich dem Zugriff verbirgt.

Gegenüber der wahrheitssemantischen Zuspitzung des Begriffs sprachlicher Bedeutung haben in diesem Horizont schließlich Wittgenstein selbst und z.B. John Langshaw Austin – jeder auf seine Weise – (erneut) die Dimension des Gebrauchs sprachlicher Ausdrücke geltend gemacht.¹⁰ Während Wittgenstein in seinen Philosophischen Untersuchungen, im braunen und im blauen Buch, sowie in »Über Gewissheit« (Wittgenstein 1969, 1984) sich selbst kritisierte und in aphoristischer Form eine Gebrauchstheorie der Sprache vorlegte, versuchte sich Austin an einer Systematisierung der Unterscheidung zwischen

9 | Was im Sinne der soeben (Fußnote 8) erwähnten postempiristischen Wissenschaftstheorie beispielgebend von Richard Rorty vertreten wurde, vgl. Rorty 1984.

10 | Als ein Vorläufer der pragmatischen Wende in der Bedeutungstheorie kommt im Übrigen bereits John Rupert Firth in Betracht (Firth 1930), der bereits den Sprachgebrauch als Teil eines kulturellen Zusammenhanges zu analysieren empfahl (Firth 1957: 56).

propositionaler und performativer Dimension von Äußerungen (Austin 1975).¹¹ Im ersten Schritt machte Austin klar, dass wir neben darstellenden Sätzen eine Fülle von sprachlichen Äußerungen finden, die nicht als Darstellungen äußerer Sachverhalte, sondern als Handlungen verstanden werden müssen. Die Äußerung eines performativen Satzes ist der *Vollzug* einer Handlung und nicht seine sprachliche Beschreibung oder Darstellung. Austin zieht aus dieser recht einfachen Beobachtung weitreichende Konsequenzen: Performative Sätze sind weder wahr noch falsch (Austin 1975: 6).¹² Würde also das Verstehen sprachlicher Bedeutung nur an die Wahrheitsbedingungen von Sätzen gebunden, wären performative Äußerungen unverständlich oder bedeutungslos.¹³ Das sind sie offensichtlich nicht; darum kann ein möglichst enger Zusammenhang zwischen Bedeutung und Geltung nur aufrechterhalten werden, wenn man angesichts performativer Sätze nicht an Wahrheits-, sondern an Gelingens-Bedingungen denkt. Sprachliche Handlungen können effektiv (oder nicht) und – vor allem – berechtigt (oder nicht) sein. Als Handlungen können sie gemessen an den gegebenen Umständen deplatziert sein (»misinvocations«)¹⁴ oder aber fehlausgeführt werden (»misexecutions«) (Austin 1975: 17ff.). In jedem Falle erschöpfen sich die Bedingungen des Gelingens von Sprechakten nicht in den physischen Gegebenheiten einer materiellen Situation, in und an der instrumentelles Handeln gegebenenfalls scheitern kann, sondern sie sind bezogen auf *soziale* Konventionen, die den Ablauf und die Legitimität von Sprechhandlungsvollzügen (mit-)bestimmen, und zwar im Sinne der konstitutiven Vorklärung, »worin« diese Vollzüge überhaupt bestehen bzw. was als korrekte Realisierung der typischen Form solcher Vollzüge anerkannt werden könnte.

11 | Einen weiteren – durchaus als pragmatisch zu verstehenden – Strang der Kritik am Modell des Aussagesatzes stellt die Hermeneutik der Faktizität des Heideggers von Sein und Zeit dar, der zufolge die Aussage, damit die deskriptive Bezugnahme auf »Vorhandenes« derivativ (und verzerrend) aus der basalen Auslegung des »Zuhandenen« hervorgeht (Heidegger 1984: 154, vgl.: Gethmann 1993: 281ff.; Okrent 1988).

12 | Ebenso eindringliches wie knappes Beispiel ist für Austin an dieser Stelle die Äußerung: »Verdammt!«, die nicht wahr oder falsch, höchstens aber berechtigt oder effektiv oder eben nicht sein kann (Austin 1975: 6).

13 | Damit ist bereits deutlich, dass sich die eingebürgerte Orientierung an der Form des deskriptiven Aussagesatzes und seiner Wahrheitswerte weitgehend der Verklammerung von Sprachanalytik und Wissenschaftstheorie (als Nachfolgerin der allgemeinen Erkenntnistheorie) verdankt, und dass die »ordinary language philosophy« zuerst durch eine Erweiterung des Fokus der Sprachanalyse von den theoretischen Sätzen empirischer Wissenschaften zum allgemeinen und eben auch alltäglichen Phänomen der Sprache charakterisiert ist.

14 | Dies umfasst die zwei Fälle, dass erstens keine passende Konvention in Geltung (sozial akzeptiert) ist, zweitens, dass die handelnde Person nicht berechtigt ist.

Darum ist der Begriff der Regel für die sprechakttheoretische Pragmatik von herausragender Bedeutung. Von hier aus gesehen ist für sprachliche Bedeutung nicht die Beziehung zwischen Ausdruck, Sinn und Welt allein zentral, sondern vor allem die Ebene sozialer – und damit eben kultureller – Konventionen und Regeln. Und dies gilt schließlich nicht nur für ausdrücklich performative Sätze (die nach Austin durch die Hinzufügbarkeit von »hiermit« ausgezeichnet sind), sondern für alle sprachlichen Akte.

Nachdem Austin anfänglich performative und konstative Äußerungen wie disjunkte Klassen behandelt hatte (und für beide Formen unterschiedliche Beispielreihen auflistete), ging er im folgenden Schritt (Austin 1975: 94ff.) dazu über, *jeder* Äußerung eine lokutionäre und eine illokutionäre Dimension zuzuordnen. Dann ist die Aussage, die eine Proposition mit Wahrheitswerten enthält – in der Searl'schen Lesart den propositionalen Teil einer Äußerung – zugleich eine Behauptungshandlung mit performativer Dimension.¹⁵

Die theoretische Aussage oder der deskriptive Satz, an denen die traditionelle Interpretation des logos-Charakters der menschlichen Sprache Maß nimmt, ist deshalb eine Abbräviatur und eine vergegenständlichende Ableitung aus der komplexeren Praxis des sozialen Behauptens, zu der mindestens zwei, Sprecher und Hörer, also eine soziale Beziehung und der von ihnen mehr oder weniger geteilte konkrete Hintergrund aus Sprach- und Weltwissen gehören.¹⁶ In die Bedingungen der Verständlichkeit von Äußerungen und der in ihnen enthaltenen Aussagen gehen darum immer schon (und meist eben unthematisch) die sozialen Konventionen und das praktische Hintergrundwissen ein, die und das die Beteiligten teilen. Und diese »Intersubjektivität« verweist auf die Gemeinsamkeit einer Sprachgemeinschaft, d.h. einer kulturellen Lebensform.¹⁷ Damit ist schon deutlich geworden, dass die für die Bedeutung von Sprachhandlungen relevanten Regeln keine universalen, eindeutigen Erzeugungsregeln (z.B. angeborene Prinzipien einer generativen Grammatik im

15 | So dass die Formalpragmatik aus der Struktur des interaktiven Behauptungshandelns und der entsprechenden Geltungsprüfung ein Modell kommunikativer Rationalität abstrahieren kann (Habermas 1988; Apel 1973).

16 | Aus diesem Grunde wird z.B. bei Michael Dummett die wahrheitsfunktionale Bedeutungstheorie um den Aspekt der argumentativen Rechtfertigung von Wahrheitsansprüchen erweitert (Dummett 1976). Bedeutungsverstehen hängt dann an der Kenntnis der Art von Gründen, die zur Verteidigung entsprechender Geltungsansprüche herangezogen werden könnten (Habermas 1988).

17 | Wir verwenden diesen Begriff im Sinne Wittgensteins 1984, auf den wir weiter unten eingehen. Hier kommt es zunächst einmal darauf an, was weiter unten näher begründet wird, dass – entgegen anderslautender Interpretationen – Wittgensteins Begriff der Lebensform als Bezeichnung für eine Pluralität von Kontexten (nicht für das allen Kontexten Gemeinsame) gelesen wird, vgl. dazu: Renn, Sebald, Weyand 2012.

Sinne der universalen Tiefenstruktur N. Chomskys)¹⁸ sind, sondern als *Konventionen* eben das Moment sozialer und historischer Kontingenz enthalten. Denn die Bedeutung von Äußerungen oder Sprechakten ist (auch) relativ zu einem konkreten Kontext. Die empiristische Tradition und das verifikationistische Paradigma lebten von der Prämisse, sprachliche Bedeutung könnte sich kontextfrei aus der Beziehung zwischen Ausdruck und objektiver (Beobachtungs-)Tatsache, die sozusagen unkontaminiert durch subjektive oder kulturelle Verunreinigungen in Basis- oder Protokollsätzen repräsentierbar sei, ableiten lassen.

Searle bringt die sprachpragmatische Kritik an dieser Vorstellung mit Bezug auf den Begriff der wörtlichen Bedeutung zum Ausdruck:

Ich wende mich gegen die Theorie, nach der die wörtliche Bedeutung eines Satzes sich als seine Bedeutung im sogenannten »Null-kontext« – d.h. als Bedeutung, die er unabhängig von jedem beliebigen Kontext hat, auffassen lässt. Dieser Auffassung halte ich entgegen, dass der Begriff der wörtlichen Bedeutung nur vor einem Hintergrund von Annahmen und Praktiken Anwendung hat, die in der wörtlichen Bedeutung nicht selbst repräsentiert sind. (Searle 1982: 11)

Bezogen auf diesen Hintergrund von Annahmen und Praktiken sind die Regeln sprachlichen Handelns soziokulturelle Konventionen (Lewis 1969). Aus diesem Grund ist »Bedeutung« nicht ausschließlich auf objektive Geltung bezogen (im Sinne der Verbindung zwischen Bedeutungsverstehen und Prüfung der Wahrheitsgeltung), sondern auf die normative, soziale Geltung von vermeintlich gewissem Weltwissen und von Handlungsregeln.¹⁹ Searle hat in seiner Ausarbeitung der Sprechakttheorie deutlich gemacht, dass der Vollzug von bestimmten Sprechakten – paradigmatisch ist dabei das Versprechen – das Eingehen einer Verpflichtung impliziert (Searle 1992: 54ff, 177f.). Ein Versprechen zu verstehen, bedeutet nicht nur, zu wissen, was versprochen wurde, sondern auch, was es bedeutet, ein Versprechen (z.B. im Unterschied zu einer Prognose) zu geben.²⁰ Eine Prüfung der Geltung eines Versprechens kann also nicht einfach im Vergleich zwischen Ausdruck und bestehendem

18 | Vgl. zur Kompatibilität bzw. zur Arbeitsteilung zwischen einem Wittgenstein'schen und einem Chomsky'schen Regelkonzept: Grewendorf 1995.

19 | Darum führt ein Weg von der bedeutungstheoretischen Frage im engeren Sinne der Sprechakttheorie zur soziologischen Rekonstruktion des sprachlichen Mediums sozialer Bindungskräfte und Ordnungen, siehe dazu: Winch 1974, Habermas 1981, worauf wir noch näher eingehen werden.

20 | Darum hat der Satz, »ich verspreche, zu kommen«, zwei Negationen: eine illokutionäre (ich verspreche nicht, zu kommen) und eine propositionale (ich verspreche, nicht zu kommen), Searle 1992: 32.

außersprachlichem Sachverhalt bestehen, sondern muss sich (implizit) auf das gesamte Netz von Praktiken, in denen Versprechungen sinnvoll, beurteilbar, einklagbar etc. sind, beziehen. Bei dem Vollzug einer Handlung des Versprechens kehrt sich die »direction of fit« (Searle) der Äußerung gegenüber der deskriptiven Aussage um. Der Satz muss – um gültig zu sein oder zu werden – nicht »passend« zur Welt gemacht werden, sondern das Gelingen des Sprechaktes erfordert eine Veränderung des »Zustandes der Welt«, den Handlungsvollzug, der im Versprechen nicht prognostiziert wird, sondern zu dem der Sprecher sich verpflichtet.

Der *kulturelle* Hintergrund als ein besonderer Kontext neben anderen ist der Bedeutungsebene also nicht äußerlich (im Sinne kultureller Varianten der allgemeinen Regeln des Versprechens), insofern Regeln des Versprechens konstitutive Regeln für eine Praxis sind, die es ohne diese Regeln als solche gar nicht gäbe und die in anderen Kulturen anders aussehen oder vollständig fehlen könnte. Searle unterscheidet zwischen regulativen Regeln, die eine unabhängig von der Regel schon bestehende Praxis normieren, und konstitutiven Regeln, die eine entsprechende »neue« sinnvolle Praxis überhaupt erst »kreieren und definieren« (Searle 1992: 33). Die Regeln des Schachspiels (ein bei Wittgenstein beliebtes Beispiel) regulieren nicht ein bestehendes Spiel, sondern sie definieren zuallererst den Handlungsraum, in dem man einen »Springer« ziehen und damit – wenn es gut läuft – unwiderstehliche Drohungen aufbauen kann (»Figurengabel«).

Vor allem die offensichtlich tragende Kategorie des »Hintergrundes« rückt die sprachpragmatische Analyse in die Nähe *hermeneutischer* Positionen, für die eine *Bedeutungstheorie* immer die Dimension des Sinnverstehens bezogen auf die unteilbare Abhängigkeit der Bedeutung von umfassenden Horizonten einschließt. Mit der Pluralität der Hintergrundstrukturen tritt ein Moment der Kontingenz in Erscheinung, das relativ zum Grad der Differenz zwischen alternativen kulturellen Kontexten und Praktiken mehr oder weniger relevant wird, und dies hat Konsequenzen für den Geltungs- und für den Universalitätsanspruch einer sprachpragmatischen Theorie und Forschung.

IV. KONTEXTUALITÄT UND UNIVERSALITÄT

Wenn die zentrale Rolle der kontextspezifischen, partikularen Verwendungsweisen von sprachlichen Ausdrücken hervorgehoben wird, dann bedeutet das auch, dass gehaltvolle Aussagen über sprachliche Regeln eine *praxisnahe* Rekonstruktion komplexer Netze von Praktiken und Hintergrundannahmen bzw. impliziten Gewissheiten der Sprecher erfordern. Genau diesen Weg hat die »ordinary language philosophy« von J.L. Austin und G. Ryle eingeschlagen, die nun nicht mehr allgemeinen Bedeutungen und Regeln, sondern konkreten

Gebrauchsweisen auf der Spur sind, über deren Verallgemeinerbarkeit aus der Analyse konkreter Kontexte allein wenig gefolgert werden kann. Die Abhängigkeit der Bedeutung vom kontingenten Hintergrundwissen von Sprecher und Hörer drückt sich vor allem darin aus, dass das konkrete Bedeutungsverstehen in Interaktionen von Präsuppositionen und impliziten Ergänzungen abhängig ist, die nicht mehr aus der allgemeinen (kontexttranszendierenden) logischen Struktur der Sprache bzw. einzelner Sätze oder Satzpartikel herausgelesen werden können. Ein etabliertes Schlüsselkonzept, das aus dieser Beobachtung die Konsequenz zieht, ist das Prinzip der »pragmatischen Inferenz«. In der Theorie und Analyse der »konversationalen Implikaturen« (Grice 1975, 1978) geht es um die *indirekt* mitgeteilte und verständliche Bedeutung von Äußerungen, die sich von dem wörtlich Gesagten (der dem Ausdruck oder den in einem Satz verbundenen Ausdrücken *semantisch* inhärenten Bedeutung) unterscheidet, durch dieses wörtlich Gesagte aber »impliziert« wird.²¹ Die Beziehung zwischen einer einzelnen Äußerung und all ihren Implikationen, den indirekt mitgeteilten Aufforderungen, Unterstellungen etc., folgt nicht einer universalen logischen Struktur, der die Hörer einer Äußerung auf den Wegen logischer, etwa deduktiver oder induktiver Inferenzen nachgehen, sondern sie sind vom Einzelkontext und den besonderen etablierten sprachlichen (und nicht-sprachlichen) Routinen einer Sprachgemeinschaft abhängig. Die »Schlussfolgerungen« von einer wörtlichen Bedeutung auf alle möglichen relevanten Implikationen sind darum »pragmatische Inferenzen«, die nicht »[...] für semantische (d.h. den Wort-, Ausdrucks- und Satzbedeutungen zugehörig) gehalten werden (können), weil sie fest auf gewissen kontextuellen, die Kooperativität der Kommunikationsteilnehmer betreffenden Annahmen basieren und nicht in der Sprachstruktur der Sätze, die ihre Entstehung verursachen, eingebaut sind« (Levinson 1994: 169).²² Radikalisiert hat den Gedanken, dass selbst die schein-

21 | Eine knappe Erläuterung gibt Richard A. Wright: »Konversationale Implikatur heißt im Prinzip, dass eine ›Äußerung‹ im Sinne des Geäußerten eine Sache bedeuten und trotzdem im Sinne des zu Verstehenden eine ganz andere Sache implizieren (oder bedeuten) kann. Konversationale Implikatur heißt etwas meinen, ohne es zu sagen.« (Wright 1993: 390) Die Frage, ob einer mir das Salz reichen könne, fordert eben (meistens) nicht dazu auf, eine deskriptive Aussage über die faktischen Möglichkeiten des Angesprochenen zu geben, sondern impliziert die Bitte, das Salz zu reichen. Der Aufforderungscharakter ist nicht *semantisch* in der Frage enthalten, sondern ist nur relativ zum Kontext verständlich. Ein Orthopäde könnte in der Tat mit denselben Worten zu einer Beschreibung des Zustandes der Hand auffordern. Bei der Verbindung von Bedeutung und »logischer« Implikation von Sprachhandlungen bleibt dagegen z.B. Hare (1970).

22 | Nichtsdestotrotz ist die Kontextabhängigkeit der Implikationen, die Sprecher und Hörer implizit oder explizit voraussetzen, durchaus als graduell anzusehen. Gerade die

bar glasklar *objektiven* Voraussetzungen von Argumenten letztinstanzlich nur auf dem Boden der Konventionen einer etablierten Sprachpraxis (nicht durch objektive Tatsachen oder formallogische Implikationen) als »begründet« gelten können (Wittgenstein 1969). An prägnanten Beispielen wird hier, zugespitzt in der Metapher von Fluss und Ufer der Sprache, die ihren Platz vertauschen können, erläutert, dass analytische Sätze (die traditionell ohne empirischen Gehalt sind, weil die Prädikation nur die Definition – oder gar die »Substanz« des Subjektausdrucks artikuliere) de facto synthetischer Natur sind, weil der Sinn der definierenden Prädikate selbst seine relative Eindeutigkeit aus Konventionen ihres Gebrauchs bezieht, so dass es keine stabile Konstitutionshierarchie zwischen »grammatischen« und empirischen Sätzen geben könne.

Die pragmatische Sprachtheorie führt darum aus der universalistischen logischen Analyse und semantischen Theorie einer Philosophie sprachlicher Bedeutung *auch* in eine empirische, z.B. soziolinguistische Untersuchungshaltung. Neben der Philosophie der normalen Sprache hat sich z.B. die »Konversationsanalyse« als eine empirische Forschungsperspektive entwickelt, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, Typen und Basisstrukturen der Gesprächsführung (bzw. der sequentiellen Ordnung von Gesprächen) in lokalen Kontexten zu analysieren (Schegloff, Sacks 1973; Labov 1972).²³ Die Konversationsanalyse als Zweig der linguistischen Forschung wurde schließlich adoptiert von der soziologischen »Ethnomethodologie« (Psathas 1979; Garfinkel, Goffman), in der sie im Feld qualitativ-interpretierender Methoden bis in die Analyse kommunikativer Gattungen hineinwirkte (Bergmann 1987; Luckmann 1986).

Nichtsdestotrotz wurde in der Tradition der sprachpragmatischen Theorie weiterhin der Akzent auf die universalen Charakteristika des Sprachgebrauchs und die Möglichkeit der Formalisierung von Kommunikationsstrukturen gelegt. Schon Searle war daran interessiert, den Vorstoß Austins in Richtung einer notwendig *partikularen* Rekonstruktion alltäglicher Sprache(n) vorsorg-

Analyse von Präsuppositionen (von stillschweigend mitgemeinten *notwendigen* Unterstellungen) scheint sich auf relativ kontextneutralem Boden zu bewegen, zeigt aber doch bei näherer Betrachtung ebenso »Kontextempfindlichkeit« (Levinson 1994: 169). Schon für die Struktur der logischen Partikel bzw. »Junktoren« (»und«, »oder«) muss offenbar eine erhebliche Abweichung zwischen einer reinen (formalen) Argumentationslogik und natürlichen Sprachen konstatiert werden (siehe dazu: Cohen 1993).

23 | Der Allgemeinheitsanspruch der konversationsanalytischen Überlegungen changiert dabei zwischen der Angabe allgemeiner Strukturprinzipien der Gesprächsorganisation (Eröffnungen, Abschlusseinleitungen, »Turntaking«) und der Betonung der *lokalen* Regelung von Gesprächen sowie der Orientierung der Sprecher an einer *partikularen* Vorstellung der Einheit des Gesamtgesprächs (Levinson 1994: 330), die nicht anders denn als eine narrative Einheit bezeichnet werden kann (durchaus im Sinne von Ricoeur 1988).

lich »aufzufangen«, und er versuchte, der performativen Dimension einen systematischen Ort innerhalb einer formalisierbaren Theorie der Gelingens-Bedingungen von klar typisierten universalen Sprechakttypen zuzuweisen.²⁴ Das Ziel dieser Strategie besteht darin, die Sprechakttheorie in eine Form zu bringen, die es erlaubt, weiterhin den isolierbaren propositionalen Gehalt einer Äußerung als wahrheitsfunktionales Bedeutungselement und die wörtliche Rede und direkte Sprechakte als Standardfall ausgeben zu können (gegenüber indirekten Sprechakten, die auf das oben genannte Problem der konversationalen – sozial kontingenten – Implikatur verweisen). Metaphern, Ironie, partikulare, weil kontextspezifische Horizonte der Bedeutung können dann als »parasitär« bezeichnet und vom Standardfall aus als Abweichungen und Derivationen analysiert werden (Searle 1992: 78; Searle 1982: 98ff.).²⁵ In diesem Punkt unterscheidet sich die Unternehmung Searles deutlich von anderen Ansätzen, die ebenfalls an Wittgenstein und an Austin mit der Absicht auf eine diesen beiden Autoren gegenüber explizitere Systematisierung anschließen. Zu nennen wären hier Z. Vendler (Vendler 1967) und W.P. Alston, der in seinen Ansätzen zu einer Dialogsemantik (Alston 1964, 1968) die Satzbedeutung als Verwendungspotential für sprachliche Handlungen versteht und damit in stärkerem Ausmaße als etwa Searle an die konkrete Bedeutungsbestimmung in dialogischen bzw. interaktiven Sequenzen bindet.²⁶

Die sprachpragmatische Konzentration auf die nicht-deskriptiven Funktionen der Sprache und des Sprachgebrauchs führte im *formalistischen* Strang der Sprechakttheorie nicht zu einer Verabschiedung, sondern nur zu einer Erweiterung der Verkoppelung von Bedeutung und Geltung (pragmatisch: von Bedeutungsverstehen und Geltungsrechtfertigung). Auf der Linie der Searle'schen Sprechakttheorie liegt hier vor allem die Formalpragmatik. Unter

24 | Weitergehende Formalisierungen der sprechakttheoretischen »Entdeckung« des Performativen wurden überdies in Gestalt der Münchner Illokutionssemantik (Vennemann, Jakobs 1982) oder einer formalen Semantik »of success and satisfaction«, die die Übersetzung natürlichsprachlicher Sätze in die kanonische und regulierte Notation eines semantischen Formalismus anstrebt (Vanderveken, 1990: 157), vorgelegt.

25 | Besonders deutlich wird diese Strategie Searles am Beispiel seiner Interpretation des Metapherngebrauches. In letzter Instanz bleibt die Bedeutung einer Metapher an die Wahrheitswerte ihrer wörtlichen Paraphrase (von deren Möglichkeit Searle nicht abrücken will) angehängt (Searle 1982: 104).

26 | Die Wortbedeutung ist darum für Alston abhängig von der Illokution, in die die einzelnen Ausdrücke eingebettet sind, so dass »Bedeutungen« in sehr viel stärkerem Maße als für Searle mit dem Wechsel performativer Kontexte schwanken (Alston 1964: 36f.). Für das formalisierende Bestreben einer Sprechakttheorie im Searleschen Sinne stellt genau dieses Zugeständnis an einen bedeutungstheoretischen Kontextualismus dann eben einen problematischen Zug dar (vgl. Gloning 1996: 138f.).

diesem Titel haben Karl Otto Apel und Jürgen Habermas eine ausgefeilte Vermittlung zwischen dem »pragmatic turn« in der Sprach- und Bedeutungstheorie und einer universalistischen praktischen Philosophie entwickelt.

Die Interpretation des pragmatischen Motivs, die Apel und parallel Habermas (Apel 1973; Habermas 1981) vorgeschlagen haben, konzentriert sich auf die Möglichkeit, die Konventionalität der Grammatik des Sprachgebrauchs durch Formalisierung auf Universalien der Kommunikation zuzuspitzen. Die Sprachpragmatik von Austin und Searle wird dabei (neben anderem) eingespeist in eine diskurstheoretische Neuinterpretation einer deontologischen Moraltheorie. Das kommt in unserem Zusammenhang einer universalistischen Abwendung kontextualistischer Konsequenzen der Gebrauchstheorie der Sprachbedeutung gleich. Die Theorie der performativ-propositionalen Doppelstruktur von Sprechakten erlaubt zweierlei: Erstens Wittgensteins Überlegungen zu den Regeln des Sprachgebrauches als konventionalisierte performative Regeln des Sprachhandelns zu *systematisieren*; zweitens diese Systematisierung in die universalistisch verstandene Trias von Geltungsansprüchen und drei fundamentalen Sprechaktklassen zurückzubiegen.

Dann sind sprachliche Normen sowie Handlungsnormen zwar partikulare Konventionen und performative Regeln: Die Normen bestimmter Sprachhandlungstypen können als Katalysatoren sozialer Bindungskräfte analysiert werden. In der pragmatischen Bedeutung eines Versprechens z.B. sind soziale Verpflichtungen hinterlegt, die derjenige eingeht, der jemandem ein Versprechen gibt. Die formalen Reziprozitätsbedingungen, die etwa in der kommunikativen Verständigungsform impliziert sind, sollen aber universal sein, und d.h., jeden partikularen Kontext und die Provinzialität einer sozialen Lebensform transzendieren (Habermas 1981, 1983). Wenn also die Sprachpragmatik mit Austin, Ryle und Wittgenstein auf die Partikularität des Hintergrundwissens einer konkreten Sprachgemeinschaft gestoßen ist, sich damit im Prinzip der kontextualistischen Einschätzung der Geltung konkreten Sprach- und Weltwissens angenähert hat,²⁷ so hält doch die Formalpragmatik dafür, dass die *Form* des dialogischen Sprachgebrauchs universale – vor allem mit Bezug auf interpersonale Obligationen: universale moralisch praktische – Züge trägt. Bedeutungsverstehen ist zwar jeweils eingebettet in konkrete Kontexte, doch schon die Teilnehmerperspektive von Sprecher und Hörer ist selbst über die Verknüpfung von sprachlicher Bedeutung und idealiter universaler, diskursiver Einlösung von Geltungsansprüchen auf kontexttranszendierende Bedeutungsintentionen ausgerichtet. Die kulturelle Partikularität von Sprachgemeinschaften ist dann, bezogen auf Form *und* Inhalt, von relativistischen

27 | Hier wäre an das sprachliche Relativitätsprinzip von Benjamin Lee Whorf (Whorf 1986) zu erinnern, oder aber der Neopragmatismus Richard Rortys zu nennen (Rorty 1989).

Konsequenzen befreit. Denn erstens teilen alle offensichtlich verschiedenen Sprachen formale Grundstrukturen der Kommunikation und zweitens nimmt das Hintergrundwissen der Angehörigen einer partikularen Lebensform die Form prinzipiell propositionalen, explizierbaren, damit rationalisierbaren und in Verständigungsprozessen restlos repräsentierbaren Wissens an.²⁸ Das Hintergrundwissen der Sprecher und Hörer ist im Prinzip explizites – bloß unthematisches – Sprach-, Welt- und Regelwissen.

Einen wesentlichen Bestandteil dieser Begründungskette stellt Searles »Principle of Expressibility« dar (Searle 1992: 19f.): Was gemeint werden kann, muss gesagt werden können. Die Sprache holt im Zuge der Reflexion, und d.h. dann der Rekonstruktion, die notwendige Präsuppositionen analysiert, das diffuse Sprach-, Welt- und Regelwissen, über das die Sprecher oder Teilnehmer verfügen, ein und kann gültige Explikationen des impliziten Wissens liefern. Daraus wird – vor allem bei Apel – das Prinzip der Selbsteinholung der Sprache. In der »Selbstaufstufung« des Diskurses im Zuge iterierter Reflexionen gelangt die Sprachpraxis zu gültiger Selbstaussweisung.²⁹ Auf diese Weise versucht Apel, das Programm einer transzendentalen Philosophie mit der Wittgenstein'schen Gebrauchstheorie der Sprache und seinem bedeutungsholistischen Welterschließungskonzept zu versöhnen.

V. KULTURELLE PLURALITÄT UND IMPLIZITES HINTERGRUNDWISSEN

Das Problem der Einheit und der Analyse kultureller Sprachgemeinschaften wird von dieser universalpragmatischen Strategie mit Rücksicht auf den Übergang zwischen impliziten sprachlichen und praktischen Routinen und ihrer explizierenden Reflexion jedoch *unterschätzt*. Die pragmatische Bedeutungstheorie hatte sich bei Wittgenstein, Ryle und Austin der Überzeugung angenähert, dass das Bedeutungsverstehen auf einem Wissen der Sprecher und Hörer beruht, das – obwohl qua Konventionalität hinreichend übereinstimmend – praktisches, d.h. in einem *starken* Sinne implizites Wissen ist. Das bedeutet,

28 | Hierfür steht die Habermas'sche Interpretation des »lebensweltlichen« Hintergrundwissens (Schütz), das nach Habermas in actu der Kommunikation zwar notwendig unthematisch, trotzdem aber gültig explizierbar ist, weil es immer schon eine (kognitiv und diskursiv kompatible) propositionale Form haben müsse (Habermas 1981, II: 190ff.), denn nur dann könnten kulturelle und praktische Konventionen Gegenstand postkonventioneller Aushandlungs- und Rechtfertigungsdiskurse sein.

29 | Und dies ist schließlich die Grundlage der Habermas'schen Einschätzung, dass kulturelle Lebensformen im abstrakt formalen Medium des Rechts adäquat repräsentiert werden können.

dass es sich hier um ein Wissen handelt, das eher in den Bereich der Fertigkeiten, der routinisierten, habitualisierten und prinzipiell nicht explizierbaren Anwendung von Konventionen, Normen und Regeln fällt. William James hatte bereits zwischen »knowledge about« und »knowledge of acquaintance« unterschieden und die letztgenannte Form über die mögliche Unfähigkeit definiert, über das hierbei Gewusste explizit etwas sagen zu können (James 1950: 221ff.). Die pragmatistische Einsicht, dass das Handeln und die Handlungsfähigkeit dem Denken und der kognitiven Explikation vorausgehen, fand entsprechend sowohl bei Dewey als auch bei Heidegger ihren Ausdruck in der Abgrenzung des praktischen Wissens vom expliziten (auf Nachfrage angebbaren) Wissen über Dinge oder über Regeln, denen das eigene situationsangemessene Handeln »folgt«.

Darum ist es für die sprachpragmatische Analyse kulturellen Hintergrundwissens von besonderer Bedeutung, welchen Status sowohl bei Wittgenstein als auch bei Austin nun jene Regeln haben, die die Bedingungen der Verständlichkeit und des Gelingens von Sprechakten bestimmen. Austin und Wittgenstein legen beide auf unterschiedliche Weise Zeugnis dafür ab, dass die Rekonstruktion von Regeln des Sprechens und Handelns in *expliziter* Form den besonderen Modus habituellen Hintergrundwissens *verfehlt*. Und soweit unterfüttert der Ertrag *dieser* Linie der sprachpragmatischen Reflexion zunächst den für die oben angesprochene »Praxeologie« so wertvollen Gedanken Bourdieus, dass die »Logik der Praxis« sich der Darstellung in der Sprache der Praxis der Logik entziehen muss.

Schon die sprachpragmatische Tradition ist also auf einen Kernbestand der modalen Besonderheit des Wissens gestoßen, das für kulturelle Sprachgemeinschaften eine konstitutive Rolle spielt. Diese Besonderheit liegt in der notwendigen Beschränkung bzw. Selektivität jeder möglichen expliziten Repräsentation dieses Wissens. Und diese Notwendigkeit (der Beschränkung) liegt wiederum begründet in der Unverzichtbarkeit des praktischen Wissens für die Konstitution und Reproduktion einer kulturellen, wie einer sprachlichen Praxis. Davon sind des Weiteren der praktische wie der epistemische Übergang *zwischen* unterschiedlichen Lebensformen (oder praktischen Kontexten) betroffen, und mutatis mutandis schließlich auch die (kultursoziologische) Möglichkeit der konkreten Bestimmung und Beschreibung der Einheit einer Lebensform. Denn diese Einheit liegt auf der Ebene des impliziten Sprach- und Handlungswissens, das nicht ohne Verluste in den Modus expliziten Regelwissens überführt werden kann (Schneider 1991, 2000). Entscheidend ist der *implizite Charakter* des Wissens von den innerhalb einer besonderen Lebensform konstitutiven Regeln. Denn schon deren Anwendung sowie die Fähigkeit, zwischen korrekter Regelfolge und einem Regelverstoß zu unterscheiden, macht zwingend einen Sinn für Angemessenheit zur Voraussetzung halbwegs fort-

setzbarer (Sprach-) Praxis, und dieser Sinn für Angemessenheit kann selbst nicht explizit »reguliert« werden.

Das dieser Kette von Folgerungen zugrunde liegende Argument ist weit bekannt, und es wurde weiter oben bereits sinngemäß aufgerufen; es wird von Wittgenstein vorgetragen mit Verweis auf die Paradoxie eines nur vermeintlich *abschließbaren* Regelregresses bei dem Versuch, die Anwendung der Regel »genau« zu regeln. Wenn die korrekte Befolgung und Beurteilung einer sprachlichen und einer Handlungsregel restlos durch explizite Kriterien angemessener Regelfolge bestimmbar sein könnte, dann würde dies die Formulierung einer Anwendungsregel erzwingen, die für alle möglichen Fälle *eindeutig* definieren könnte, »wie« (und auch »wann genau«) in concreto die explizite Regel angewendet werden müsste. Aber nun bedarf die Anwendungsregel einer weiteren Regel ihrer eigenen Anwendung. Und diese Aufstufung von Regeln liefere ohne Abschluss in eine unendliche Iteration. Nun laufen Praktiken aber nicht generell und ausnahmslos ins Leere. Sondern »in der Regel« ist *implizit* geregelt, was (ungefähr, hinreichend genau, unscharfe Toleranzgrenzen einschließend) z.B. gemeint ist, wenn mir gesagt wird: »Stelle Dich genau hier hin« (eines der Beispiele Wittgensteins).

Die Anwendungssicherheit muss darum auf einen impliziten Sinn für Angemessenheit gestützt sein (was empirisch sofort einleuchtet), so dass die Einheit der »Grammatik« einer Lebensform (Wittgenstein) in der Übereinstimmung des *impliziten* Sprach- und Handlungswissens der Angehörigen einer Sprachgemeinschaft begründet liegt. Einzelne Handlungen und die darauf bezogenen Interpretationen (auch: normative Stellungnahmen) der Beteiligten folgen dann unscharfen Regelmäßigkeiten. In der Sprache Wittgensteins stehen einzelne Handlungen zwar im Horizont der Regelmäßigkeiten, die die Einheit eines Sprachspiels (oder eines komplexen Netzes von verwobenen Sprachspielen) tragen; die Beziehung der einzelnen Fälle zu anderen Fällen »derselben Regel« entspricht jedoch nicht der Subsumtion verschiedener Fälle unter eine ihnen gemeinsame abstrakte Kategorie, sondern sie stehen untereinander in einem Verhältnis der *Familienähnlichkeit*. Die Regeln des Sprechens und Handelns müssen unscharf sein, d.h. ohne klare Kriterien und Definitionen auskommen, die zwischen regelkonformen und abweichenden Handlungen zu unterscheiden erlauben, weil nur so die vielen interaktiven, praktischen Anwendungen von Regeln, Normen, Konventionen in wechselnden Situationen und angesichts mannigfaltiger subjektiver Abweichungen und Unberechenbarkeiten zu relativ erwartungsstabilen Handlungszusammenhängen verknüpft werden können.

Damit gerät die sprachpragmatische Überlegung nun ganz offensichtlich in nächste Nähe zur soziologischen Handlungstheorie, nicht ohne systematischen Grund vor allem zu Bourdieus Beschreibungen der »praktischen Logik«

(Bourdieu 1979).³⁰ »Akteure« richten sich in ihrem Sprechen und Handeln nicht an expliziten Regeln aus, so als sprächen sie sich zuerst Regeln vor und leiteten aus ihnen dann deduktive Schlüsse ab, um aufgrund dieser Schlüsse »Einzelhandlungen« auszulösen. Eher folgen und vertrauen sie im Sinne Gilbert Ryles ihren komplexen Dispositionen.³¹ Die Stabilität der Praxis und der Sprachpraxis innerhalb einer Lebensform folgt aus der Übereinstimmung der pragmatischen Dispositionen oder des »Habitus« der Angehörigen; und sie sind auf vorsprachlicher prä-expliziter Ebene in den gemeinsamen Praktiken oder pragmatischen Routinen verankert.³² Darum bedeutet eine Sprache vorstellen, sich eine ganze (und nicht nur eine sprachliche) Praxis vorstellen. Die Sprachpragmatik ist unter den genannten Voraussetzungen also ganz ausdrücklich eine theoretische Strategie, die nicht-sprachliches Handeln *nicht* auf sprachliche Repräsentation zu reduzieren empfiehlt. Ganz im Gegenteil erklärt sie die effektive Koordinierung sprachlichen *und* nicht-sprachlichen Handelns innerhalb kultureller Lebensformen aus dem wiederholten, routinisierten, aber stets wieder varianten *Ineinandergreifen* von kooperativem Handeln in der geteilten (>zuhandenen<) Umwelt und sprachlichen Äußerungen.

Der implizite Charakter des dabei in Gebrauch genommenen Wissens der Akteure ist keineswegs trivial. Denn das implizite Wissen stellt keine bloße Abkürzung expliziten Wissens, keine sekundäre Sedimentierung von zuvor formal geregelten oder explizit organisierten Praktiken (z.B. von Techniken und Ritualen mit scharfen Abweichungs-Intoleranzen) dar. Das Entscheidende an der impliziten Gestalt des Wissens ist, ganz im Gegensatz zum von Searle formulierten »Principle of Expressibility«, dass dieses konstitutive Wissen, um

30 | Das ist nicht übermäßig überraschend, zumal Bourdieu sich selbst hinreichend deutlich auf das Problem der Regelfolge in sprachphilosophischer Bearbeitung berufen hat. Ein weiterer Sympathisant dieser Tradition ist Anthony Giddens. Vgl. zu dessen Aufnahme der Wittgenstein'schen Reflexionen über das Regelfolgen: Giddens 1997: 69ff.

31 | Komplexe Dispositionen zeichnen sich gegenüber einfachen Dispositionen dadurch aus, dass sie eine ganze Sprachpraxis appäsentieren und darum keine einstellige Reiz/Reaktions-Beziehung darstellen (Ryle 1949: 116f.). Deshalb schließen sie das Moment der Spielräume individuellen Handelns auf der Basis kollektiv geteilter Dispositionen, das z.B. Kenny (1975) kritisch gegen den Ryle'schen Dispositionsbegriff vorgebracht hat, durchaus mit ein.

32 | Es ist darum auch gar nicht nötig, gegen das deduktive Schlussmodell, das Handlungen mit Schlussfolgerungen aus allgemeinen Regeln identifiziert (Wright 1984), so gleich das viel zitierte Modell der Abduktion zu bemühen. Denn »Akteure« sind nicht meistens und nicht einmal oft auf der Suche nach »neuen Regeln«, sie handeln und sprechen einfach – und d.h. auch, dass sie nicht permanent an einer umwälzenden »Strukturation« beteiligt sein müssen (Giddens 1997), zunächst und zumeist tun sie eben, was gerade (anscheinend) getan werden muss.

seine Aufgabe zu erfüllen, unformulierbar sein *muss*. Das liegt systematisch schon darin begründet, dass eine Fokussierung des Wissens auf dem Wege der Explikation am Ende, d.h. bei der »Nutzung« dieses Wissens wieder neues »know-how«, nämlich das implizite Wissen, *wie* das explizite Wissen in concreto angewendet werden muss, erforderlich macht.³³ Soziales Handeln greift immer auch auf implizites Wissen zurück, denn explizites Wissen allein kann das konkrete Handeln nicht anleiten. Das Wissen, wie man etwas macht, wie wir, die Angehörigen einer Sprachgemeinschaft handeln, enthält notwendig mehr als nur das, was man sagen, ausdrücken und explizieren kann. Folglich kann die *explizite* Angabe von konstitutiven Regeln einer Praxis den Charakter, die Innenperspektive und die feingesponnenen Netze kultureller Bedeutungen von praktischen Kontexten (kulturellen Lebensformen) nicht vollständig und nicht neutral repräsentieren. Zumindest nicht in dem Sinne, dass solche Regelformulierungen, die – gemessen an kontrollierbaren Rekonstruktionen – auf Praktiken und praktische Kontexte »passen«, tatsächlich das zum Ausdruck bringen, was die Praxis faktisch »anleitet«.³⁴

VI. INKOMMENSURABILITÄTSVERDACHT

Bedeutet aber nun diese schärfere Fassung des Begriffs des impliziten Wissens, d.h. die notwendige Nicht-*Substituierbarkeit* impliziten bzw. praktischen Wissens durch explizit-propositionales Wissen in der faktischen Interaktion, dass die sprachpragmatische Kulturosoziologie jede Strukturkategorie im Sinne der praxeologischen Interpretation des so genannten »cultural turn« entzaubern und preisgeben sollte? Sind allgemeine, situations-transzendente Strukturen sowie die expliziten, und also gegenüber Anwendungsereignissen generalisierten und typisierten Regelartikulationen dann nichts als verzerrende Rekonstruktionen der faktischen Praxis? Das »juridische Vorurteil«, auf das

33 | Das ist die Pointe, die die Beschreibung des impliziten Wissens bei Michael Polanyi (1985: 25ff.) hat.

34 | Der Gedanke, dass *Regelformulierungen* in expliziter, definierter Form die praktische Logik und die praktische Einstellung der Angehörigen einer Kultur verzeichnen (können), ist mittlerweile weit verbreitet. Bourdieu (Bourdieu 1979: 162) bezieht sich auf Quines Unterscheidung zwischen einerseits Regeln, die auf ein beobachtbares Verhalten »passen« (Beschreibung) und andererseits solchen Regeln, die das Verhalten *faktisch* anleiten (Praxis) (Quine 1972). Ein verwandter Gedanke findet sich auch bei Strawson: »We do not generally (in ordinary speech) draw up rules and make our practice conform to them; it is rather that we extract the rules from our practice, from noticing when we correct one another, when we are inclined to say that something is inconsistent, and so on« (Strawson 1952: 10).

sich Bourdieu kritisch bezieht, ist jedoch selbst Ausdruck einer sozial etablierten, nun allerdings explizit und diskursiv verfassten Praxis. Und es muss als solches, bei aller Fundierung der diskursiven Modalität der Regelartikulation (Kodifizierung bei Bourdieu) in der Praxis, als eine reale, soziale Institution mit realen Folgen für die performative Kultur verstanden werden. Überdies wüssten wir von der Rolle des impliziten Wissens und von der Differenz zwischen performativer Kultur und (theoretisch) explizitem kulturellem Wissen (inklusive propositionalem Regelwissen) schlechthin nichts, wäre nicht der sozial etablierte Kontrast zwischen expliziten Regeln und implizit regulierter Praxis selbst praktisch auffällig und seinerseits in eine explizite Rekonstruktion, d.h. eben auch in einen expliziten Begriff des impliziten Wissens, übersetzbar. Regeln des Handelns und Sprechens sind also zwar als handlungseffektiv wirksame Bestimmungen von Anschluss-Selektionen an einer bestimmten Stelle, im Moment der *faktischen* Selektion, notwendig gegeben im Modus der implizit strukturierten unscharfen Praxis, aber erstens müssen sie der Möglichkeit nach auch als explizite Regeln artikulierbar sein, um dann wieder in die Praxis »übersetzt« werden zu können, so dass das Regelfolge-Problem überhaupt zum Problem der Regel-»Folge« wird (Renn 2006: 443ff.). Zweitens muss der entsprechende Kontrast zwischen explizitem und implizitem Wissen bzw. zwischen performativer und expliziter (explizierter) Kultur etabliert und erfahrbar sein, damit die primäre Modalität performativer Kultur überhaupt reflexiv explizierbar wird. Und drittens erklärt nur die dieser Explikationsmöglichkeit zugrunde liegende Potentialität der performativen Kultur, selektiv aber explizit artikuliert zu werden, dass die erheblichen Kontraste zwischen differenten performativen Kulturen und zwischen Formen der Kultur nicht durch die *unerkannte* Inkommensurabilität zwischen praktisch verankerten Lebensformen jede dezentrierende Erfahrung der kulturellen Alterität verhindert, so dass jene Differenz schlicht unsichtbar bliebe.

Eine »praxeologische« Theoriebildung ist als explizierende Bezugnahme auf die Praxis selbst »Theorie«, und sie ist deshalb ihrerseits soziostrukturell wie epistemologisch auf die faktische Differenzierung zwischen (performativen und expliziten) Formaten der »Kultur« angewiesen. Insofern bezeugt die Praxis-Theorie ironischerweise *performativ*, dass die sozialen Formen der Handlungskoordination eben nicht auf den Modus der Praxis, den die Praxistheorie rekonstruiert, beschränkt werden können.

Grundlegend für diesen Zusammenhang ist für die Theoriebildung zunächst, dass konstruktivistische oder relativistische Auslegung der Kontextabhängigkeit der Regelbedeutung für das soziale und das soziologische »Kulturverstehens« inkonsistent ist.

Für die Möglichkeit einer »Theorie« der Praxis ist die Verbindung zwischen den Verständlichkeits- und Gelingens- bzw. Erfüllungsbedingungen von Sprachhandlungen und dem Horizont- bzw. Kontextbegriff, die die Sprach-

pragmatik untersucht, von großer Bedeutung. Denn die implizite Modalität des (sprach-) praktischen Wissens stellt eine Herausforderung für interkulturelle und wissenschaftliche Bemühungen um die Repräsentation »fremder« kultureller Einheiten dar. Das gilt wenigstens dann, wenn die rekonstruktive Explikation impliziten kulturellen Wissens als eine kontingente, verzeichnende und assimilative Objektivierung angesehen werden müsste. Für die kultursoziologische Perspektive ist der Gegensatz zwischen einer formalen Pragmatik und einer konkreten Rekonstruktion von partikularen impliziten Hintergrundstrukturen von Lebensformen doppelt relevant: erstens für das Problem *sozialen* interkulturellen Verstehens und zweitens für die Methode wissenschaftlicher Interpretation von kulturellen Kontexten. Denn an der Option für oder gegen eine formalistische Version der Pragmatik hängt die Herausforderung relativistischer oder kulturalistischer Positionen.

Wenn der Hintergrund, der eine Lebensform oder eine kulturelle Gemeinschaft vereint, als Syndrom notwendig impliziten Wissens (im oben angedeuteten starken Sinne) erklärt wird, scheint die sprachpragmatische Verwendung des Kulturbegriffes auf eine kontextualistische (bzw. relativistische) Position zu verpflichten. Denn die transitorische Einheit eines kulturellen Kontextes, der vor allem auf der Basis impliziten, geteilten Hintergrundwissens zusammengehalten wird, reproduziert sich dann in der Interaktion der Zugehörigen zu der entsprechenden kulturell verbundenen Praxisgemeinschaft. Das Sprachspiel der Lebensform (bestehend aus verwobenen einzelnen Sprachspielen) bedarf keiner Umwege über explizite Regelformulierungen,³⁵ sondern setzt sich fort im Medium der implizit verbleibenden Normativität der Hintergrundeinstellungen aller Angehörigen.³⁶ Regeln und Normen *gelten* dann in der Innenperspektive der Angehörigen einer Lebensform nicht etwa auf der

35 | Weil implizites Wissen nur praktisch erworben und weitergereicht werden kann, in der Form der Einsozialisation von praktischen Routinen, nicht aber über eine Pädagogik der Vermittlung expliziter Normen und Regeln. Darauf bestehen sowohl Bourdieu (1979), als auch Ryle (1949) und schließlich Wittgenstein, der in seinen Analysen des Regelfolgens stets auf die problematische Metapher der »Abrichtung« zurückgreift (zur diesbezüglichen Unterscheidung zwischen einem ontologischen, logischen und einem methodologischen Behaviourismus siehe Glock 2001: 13ff.).

36 | Damit ist an die verkürzende Alternative zwischen einer kognitivistischen Konzeption der Regelorientierung von Akteuren und einem bloßen Behaviourismus erinnert. Das implizite Wissen entspricht keiner Ausrichtung an ausdrücklichen Regeln, Normen und Maximen, es fällt dadurch aber nicht in den Bereich bloßen Verhaltens, sondern schließt bereits eine normative Attitude der Handelnden gegenüber Zügen im Sprachspiel ein, siehe zum Modell einer basalen Normativität im Modus impliziter Regelsicherheit (die sich z.B in praktischen Sanktionen und nicht in kritischen Stellungnahmen, die Geltungsansprüche thematisieren, ausdrückt): Brandom, 1994.

Basis diskutabler und rechtfertigungsbedürftiger Begründungen, sondern sie verbleiben im Modus des »taken for granted« (Schütz), allein schon, weil sie eine quasitranszendente Funktion als konstitutive (den Handlungsraum erschließende) Regeln haben, und weil sie um der Anwendungssicherheit willen auf den Modus der impliziten Gewissheit (anstelle rationaler Geltung) angewiesen sind. Dieses Modell hat aber die problematische Konsequenz, dass sowohl das Verständnis als auch eine (kritische) Bewertung einer kulturellen Lebensform in adäquater Weise dann ausschließlich aus der *Innenperspektive* einer Angehörigen dieser Lebensform zu erreichen wäre. Der diesem Modell inhärente bedeutungsholistische Zug kann darum so gelesen werden, dass kulturell voneinander abweichende Einzelsprachen (und praktische Sprachspiele) gegenseitig inkommensurabel sind. Diese Lesart legt den Wittgenstein'schen Satz, dass die Grenzen meiner (unserer) Sprache, die Grenzen meiner Welt seien, so aus, dass die Differenz zwischen kulturellen Lebensformen nicht in einem schwachen Sinne als Unterschied zwischen alternativen *Artikulationen* der praktischen Erfahrung einer gemeinsamen objektiven Welt, sondern in einem starken Sinne als Differenz zwischen alternativen *Welten* zu verstehen sei.

Die bedeutungstheoretische Betonung holistischer Vokabularien bei R. Rorty (1989) oder widerstreitender »Regelsysteme« bei J. F. Lyotard (1989: 57ff.) setzt sich ab von der traditionellen Vorstellung, der Streit zwischen konkurrierenden Beschreibungen der Welt (und theoretischen Abstraktionen) könnte anhand neutraler Kriterien oder eines objektiven Vergleichs zwischen dem zu Beschreibenden und den Beschreibungen entschieden werden.³⁷ Die so genannte postempiristische Wissenschaftstheorie (Kuhn 1979) stürzt auch die teleologische Variante eines epistemischen und ontologischen Optimismus in Zweifel: die Vorstellung einer allmählichen Approximation an die *eine* richtige Beschreibung,³⁸ auf deren Weg falsche Repräsentationen und Repräsentationssysteme ausgeschieden werden und verträgliche aber alternative Beschreibungen »in the long run« konvergieren. Kuhn brachte – als Wissenschaftshistoriker – überzeugende Argumente ins Spiel, die die Trennung zwischen »context of discovery« im Sinne externer Bedingungen der Erkenntnis und »context of justification« als interne Bedingungen der Erkenntnis und der Geltung von Theorien und wissenschaftlichen Beschreibungen unterminierten. Die Plau-

37 | Von wo aus – so das Argument – sollte ein solcher Vergleich vorgenommen werden, wenn wir nicht über einen »god's eyes view« verfügen?

38 | Die man mit Peirce's Begriff der »ultimate opinion« der scientific community gleichsetzen kann, wobei z.B. Habermas und Apel mit ihrer Anlehnung an das Peirce'sche Konzept nicht an eine empirische Teleologie der Wissenschaften denken, sondern ausdrücklich von einer regulativen Idee (die nach Kant niemals »realisiert« (Gegenstand der Erfahrung) sein kann) sprechen.

sibilitätsbedingungen von wissenschaftlichen Erkenntnissen sind nicht unabhängig von den vermeintlich externen Umständen des konkreten (kulturellen) Kontextes, in dem rationale Argumentationen situiert sind.

Dieser erkenntnistheoretische Kontextualismus steht in Verbindung mit einer *kulturanthropologischen* Relativierung des universalistischen und teleologischen Vernunftbegriffs. So wie der Kuhn'sche Paradigmenbegriff in die Idee der Einheit der wissenschaftlichen Rationalität das Moment der historischen Kontingenz von Kontexten der Plausibilität eingebracht hat,³⁹ führten Untersuchungen wie etwa jene, eingangs schon erwähnte, von Evans Pritchard über die besondere Rationalität der Zande (Evans-Pritchard 1988) zu einer Relativierung des universalistischen und teleologischen Modells der Ethnologie, demzufolge die kognitiven Muster, die Riten und Handlungsweisen geringer differenzierter Kulturen oder Ethnien als ein »primitives« Denken galt, als Beispiel für eine »frühere« Phase, eine Vorstufe auf der Linie des kulturellen Fortschritts, deren telos die eigene, okzidentale Rationalität sei (Lévy-Bruhl 1926; Hallpike 1990; Moscovici 1991).

Von dieser selbstkritischen Relativierung einer universalistisch gemeinten Projektion der »eigenen« Rationalitätsstandards führt der Weg bis zur ausdrücklichen Verdächtigung jeder ethnographischen Beschreibung als assimulative und ethnozentrische Repräsentationstechnik (Clifford, Marcus 1986). An die Stelle einer einheitlichen Rationalität und der unproblematischen Repräsentation von sprachlicher Bedeutung in speziellen Kontexten tritt auf mehreren Wegen die Vorstellung kontingenter Diskursuniversen, Epistemen, Vokabularien. In der kontextualistischen Strömung wird auf diese Weise die Einsicht älterer Sprachtheorien, dass die Sprache eine »welterschließende« (nicht einfach -abbildende) Kraft habe (Taylor 1985) konstruktivistisch vereinseltigt.⁴⁰

Auf dieser Basis können der Zugang, die Bewertung und die Repräsentation einer Kultur von außen schlichtweg nicht gelingen, oder aber wären nichts als ethnozentrische (oder auch: »systeminterne«) Projektionen. Hier also zeigen sich in zugespitzter, gleichsam extremer Akzentuierung die normativen Rückwirkungen der sprachpragmatischen Perspektive auf das erkenntnistheoretische und methodologische Selbstverständnis der Kulturwissenschaften. Die (wissenschaftliche) Explikation impliziten kulturellen Wissens wird

39 | Wie vor ihm allerdings auch schon andere. In die hierbei zentrale Debatte über »Basis«- oder »Protokollsätze«, die neutrale Beschreibungen von Tatsachen bieten sollten, gehört das Argument der unvermeidlichen Sprach-, Kontext- oder eben auch Vorurteilsabhängigkeit von vermeintlich reiner Erfahrung. Dazu hatte bereits Ludwig Fleck wesentliche Einsprüche vorformuliert (Fleck, 1983).

40 | Vereinseitigt, weil die sprachliche Welterschließung sich zwischen Erfindung und Entdeckung bewegt.

im Kontext postkolonialer Kritik am Ethnozentrismus schließlich unter den Verdacht der imperialistischen Versagung der Anerkennung von Alterität gestellt (Said 2001). Allerdings muss auch die scharfe Betonung des Abstandes zwischen praktischem Wissen und seiner expliziten Rekonstruktion (als problematischer Repräsentation) nicht *notwendig* diese kontextualistische Folgen haben. Trotz aller Inkohärenzen eines radikalen Relativismus ist die selbstkritische Problematisierung der Explikation impliziten Wissens kaum hintergebar. Eine pragmatistische Kulturtheorie (und -wissenschaft) muss und kann aber methodisch zwischen den Polen eines ideologischen Objektivismus und der relativistischen und immanentistischen Perspektive hindurchsteuern.

VII. METHODISCHE UND NORMATIVE KONSEQUENZEN FÜR DIE KULTURSOZIOLOGIE

Dazu muss eine pragmatistische KultursozioLOGIE mindestens die folgenden Zusammenhänge genauer analysieren: (1) die pragmatistische Basis des Kulturverstehens, (2) den spezifischen Charakter der Explikation von Regeln und Bedeutungen mit Bezug auf die Prozesse der Abstraktion und der Rationalisierung kulturellen Wissens, schließlich (3) als besonderen Fall den kultursozioLOGischen Übergang zwischen impliziten kulturellen Hintergrundhorizonten und ihrer explizierenden Rekonstruktion im Spannungsfeld zwischen Erkennen und Anerkennung.

(1) Das Verstehen einer Kultur im Sinne der Explikation des immanenten impliziten Hintergrundes – sowohl innerhalb dieser Kultur (Rationalisierung, Postkonventionalisierung) als auch zwischen Kulturen (Interkulturalität und Kulturvergleich) – findet seine Grundlage und Voraussetzung in einem Modell der *pragmatischen* Übersetzung. Das bedeutet, dass das *tertium comparationis*, das den Übergang zwischen kulturellen Lebensformen und Sprachen ermöglicht, als ein gemeinsamer praktischer Kontext, in dem sich Praktiken unterschiedlicher Sprachspiele treffen, verstanden werden kann.

Wittgenstein selbst hat Hinweise hinterlassen, die an der Inkommensurabilität zwischen Lebensformen zweifeln lassen. Es ist das »gemeinsame menschliche Handeln«, das für Wittgenstein das *tertium comparationis* zwischen Lebensformen darstellt (Wittgenstein 1984, § 206: 346). Diese Formulierung aber bedeutet nicht notwendig, dass alle Lebensformen auf elementarer Ebene denselben Regeln folgen, oder per se eine gemeinsame, einheitlich explizierbare Grundstruktur aufweisen, sondern nur, dass alle Lebensformen, *sobald* sie konkret pragmatistisch in Kontakt geraten, ineinander übersetzbar

werden, weil sie sich nun aneinander weiterentwickeln und in einen Prozess *kooperativer* Welterschließung verstrickt werden.⁴¹

Es gibt zwar keine allen gemeinsame Sprache,⁴² aber trotzdem praktische Übergänge zwischen den Sprachen, die die immanente Variabilität von Praxis und Semantik nutzen können und insofern zunächst auf der Ebene des impliziten pragmatischen Sprach- und Weltwissens verbleiben.⁴³ Hans Julius Schneider hat in diesem Zusammenhang auf die »allgemeine freie Sprachkompetenz« verwiesen, mittels derer sich Sprecher in Grauzonen zwischen Lebensformen einander annähern können (Schneider 1999: 146ff.). Die Grenzen zwischen Lebensformen zu überschreiten, bedeutet dann, zwischen diesen Lebensformen zu übersetzen, ohne dafür auf ein semantisches *tertium comparationis*, auf ein Metasprachspiel, zurückgreifen zu müssen und zu können. Ein semantisches *tertium comparationis* wäre ein neutraler Ausdruck der Identität der Bedeutung von fremdsprachlichen Ausdrücken. Nur unter der Bedingung der Identität der Bedeutung wären zwei Ausdrücke aus verschiedenen Sprachen – als Ausdrücke derselben Sache, desselben Gegenstandes oder Sachverhaltes – als koreferentiell zu betrachten. Hier nun hat die Sprachpragmatik die Dinge offenbar verkompliziert. Wenn – wie oben ausgeführt – die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke mehr oder weniger stark von dem sprachpraktischen Kontext abhängig ist, kann es zwischen erheblich differenten Kontexten streng genommen keine Bedeutungsidentität geben. Die Sprache der Lebensform konstituiert »quasitranszendental« die Welt, in der die Angehörigen der Lebensform leben; und verschiedene Lebensformen bewohnen dann verschiedene Welten. Dann also wären Lebensformen und die ihnen eigenen Sprachen »inkommensurabel«.

Eine *repräsentationalistische* Remedur gegen den kontextualistischen Verdacht der Inkommensurabilität muss nun die Gemeinsamkeit einer objektiven Welt mobilisieren, so dass Ausdrücke verschiedener Sprachen, da sie ein und dieselbe Welt »bezeichnen«, über die Gleichheit der Gegenstände und Sachverhalte ineinander übersetzbar wären. Dagegen opponierten nicht erst die Ver-

41 | Vgl. zur pragmatischen Übersetzung zwischen Vertretern von Kulturen und Sprachen, die von einander nichts wissen: Sahlins 1986, vgl. auch Burke 2000.

42 | Das muss überhaupt nicht bedeuten, dass universalistische Regelkonstruktionen – sei es einer generativen Grammatik oder einer formalen Pragmatik – prinzipiell *falsch* sind; es bedeutet nur (aber immerhin), dass die derart formulierten Regeln nicht das beschreiben, was als faktische Basis der Übersetzung zwischen differenten kulturellen Lebensformen und zwischen diesen und einer kulturwissenschaftlichen Sprache wirksam sein muss.

43 | So sieht es mittlerweile auch Habermas, ohne allerdings das Prinzip der Selbsteinholung der Sprache und damit die Aussagekraft einer Formalpragmatik in Zweifel zu ziehen: Habermas 1999, 140ff.

treter einer starken Welterschließungsthese der Sprache, sondern hatte bereits Quine das Nötige eingewendet in der Analyse der radikalen Übersetzung.⁴⁴

Es ist allerdings durchaus möglich, die Gemeinsamkeit der Welt zu unterstellen, in der sich verschiedene Lebensformen bewegen und bewähren, auf die sie einwirken, reagieren und im Horizont ihres eigenen Vokabulars sprachlich Bezug nehmen, und *zugleich* die Vorstellung, diese Welt wäre neutral zu repräsentieren, aufzugeben. Die Position eines internen Realismus (Putnam 1991; Habermas 1999) erlaubt es, die sprachunabhängige Realität, auf die referentiell und praktisch jeweils kontextspezifisch Bezug genommen wird, als objektive und gemeinsame Grundlage verschiedener Sprachkontexte vorauszusetzen, ohne dies an eine vermeintlich neutrale Repräsentation dieser Grundlage (in die beide Sprachen übersetzt werden müssten, um kommensurabel zu werden) zu binden. Außerdem ist die Koreferentialität nicht als ein statisches Verhältnis zwischen Ausdrücken, die unterschiedlichen Kontexten angehören, zu verstehen, sondern als eine Beziehung, die das *Ergebnis* kultureller Kontaktprozesse sein kann. Zum einen beziehen sich sprachliche Ausdrücke ja nicht nur auf »Gegenstände«, da, wie ausführlich festgestellt, über die deskriptive Funktion der Sprache hinaus die Bedeutung eben auch mit den Konventionen des Handelns und Sprechens zusammenhängt; Koreferentialität heißt dann nicht einfach äquivalente Beschreibung und Identifikation von Dingen, sondern auch Übereinstimmung sozialer Konventionen der performativen Bezugnahme auf eine objektive, eine soziale (Normen und Regeln) und subjektive »Welt« (Habermas 1981). Zum anderen muss eine entsprechende partielle und steigerungsfähige Übereinstimmung nicht die *Voraussetzung* kultureller Begegnung sein, sondern sie kann auch *Resultat* eines kooperativen Welterschließungsprozesses sein, der beide beteiligten Lebensformen verwandelt: Gerade wenn Lebensformen praktisch und sprachlich die Welt, in der sie leben, teilweise »erzeugen«, können sie im Fall der Begegnung eine teilweise und – je nach Verlauf – zunehmend gemeinsame praktische Umwelt, schließlich auch eine gemeinsame »Welt«, die auf praktisch hinreichend geteilten impliziten Hintergrundhorizonten aufbaut, erzeugen.

Sprachen mögen durchaus auf stark voneinander abweichende Weisen »Welt« konstituieren. Sie bleiben dabei aber jeweils in ihrem Artikulations-spielraum von einer »zuhandenen Umwelt«⁴⁵ eingeschränkt, die den Erwar-

44 | Bei der wir uns eben auch in Situationen der leiblichen Ko-präsenz niemals endgültig sicher sein können, ob wir und der »Eingeborene« nicht schon auf der Ebene der sprachlich vorstrukturierten Wahrnehmungen und Abgrenzungen von »objektiv« sichtbaren Phänomenen voneinander abweichen, so dass eben das Wort »gavagai« nicht eindeutig auf ein vorüberhuschendes Kaninchen bezogen werden kann, vgl. Quine 1980.

45 | Die man mit Bezug auf die Unmöglichkeit der neutralen, objektiven Beschreibung vom Standpunkt eines »Null-Kontextes« aus auch eine »noumenale« Realität nennen könnte.

tungen im Handeln Widerstände entgegensetzt und so innerhalb des Spielraums der Welterschließungen Revisionen der Sprachpraxis motiviert. Diese Revisionen werden über die praktischen Erfahrungen mit den innerweltlichen Konsequenzen der eigenen Praxis angestoßen.⁴⁶ Die Übersetzung zwischen Lebensformen, die einander begegnen, ist dann von den voneinander relativ unabhängigen Revisionen der jeweiligen Sprachen getragen, die durch eine *gemeinsame* pragmatische Umwelt zueinander in Beziehung geraten. Kulturen, die aufeinandertreffen, verwandeln sich *aneinander*, da sie es für sich allein genommen ohnehin schon tun, während sie nun aber – im Moment und in der Sequenz der Begegnung – die jeweils andere Kultur als Teil ihrer spezifischen, zuhandenen Umwelt erleben, als einen Teil, dem überdies eine eigene interpretative Perspektive unterstellt werden muss. Kulturkontakte erscheinen in dieser Perspektive immer als Anlässe möglicher *reziproker* Revisionen der jeweiligen pragmatischen Horizonte der aufeinandertreffenden Lebensformen. Gleichwohl bleibt diese Reziprozität wohl gemerkt eine *Möglichkeit*. Denn historisch (empirisch) gesehen darf man wohl kaum vollständig von der Evidenz abstrahieren, dass der Kulturaustausch in den meisten Fällen durch eine Asymmetrie zwischen den Beteiligten charakterisiert ist. Aber auch asymmetrische Prozesse kulturellen Transfers (folgenreich z.B.: die Romanisierung der »ur-alteuropäischen« Kulturen) beinhalten historisch ein Moment der gegenseitigen Beeinflussung, die durch das Modell der einseitigen Assimilation nicht erschöpfend dargestellt ist.

Auf dieser Ebene wäre die Aufgabe einer pragmatischen Kulturtheorie eine weiterführende und präzisere Entfaltung der Analyse von verschiedenen Wegen und Formen der partiellen und beweglichen pragmatischen »Kontextverschmelzung« zwischen vormalig voneinander vollständig getrennten kulturellen Lebensformen.

(2) Das Moment des interkulturellen Austausches ist des Weiteren als ein wesentlicher Reflexionsanstoß zu betrachten, der die Innenperspektive einer kulturellen Lebensform durch die praktische Kontrasterfahrung auf die *Bahn der Explikation* des eigenen impliziten Hintergrundes bringt. Im Prozess der Begegnung mit einer anderen Lebensform, die *als* andere Lebensform interpretiert wird, gerät eine Variation von Selbstverständlichkeiten in den praktischen Erfahrungsraum, die zur abstraktiven Explikation des Hintergrundes

46 | Die »intern realistische« Perspektive bindet die Revisionen von Theorien, Beschreibungen und schon pragmatischen Konventionen also an die Erfahrung, die man in der Welt mit den Konsequenzen macht, die jene Theorien und Konventionen im eigenen Handeln haben (Habermas 1999). Die ontologischen Verpflichtungen, die man damit eingeht, sind nicht leicht zu überschauen, z.B. bleibt eine offene Frage der Referenztheorie, woraus »die Welt« wohl bestehen mag. Aus Dingen, Ereignissen, Sachverhalten? (Vgl. Renn 2000).

als Hintergrund motiviert. Dann erst kann es zur Bildung des *Begriffs* der »Kultur« kommen, der als eigenes Konzept selber schon Ausdruck erstens der Vergleichung von Kulturen und damit der praktisch angeregten Distanznahme gegenüber den eigenen Horizonten selbstevidenten kulturellen Hintergrundwissens ist und dabei zweitens eine Formtransformation des kulturellen Hintergrundwissens in Richtung seiner Explikation anregt: Erst durch den Übergang der performativen Kultur in das nun thematisch distanzierbare explizite kulturelle Wissen wird eine performative Kultur für sich selbst – und viel später für die Theorie der Praxis – ausdrücklich eine »performative Kultur«.

Diese exogenen Reflexionsanstöße mischen sich mit endogenen, durch soziale Differenzierung von Lebensformen (qua demographischer Entwicklung, Arbeitsteilung, Medienetablierung – man denke an die Schrift) angeregten, Kontrasterfahrungen. Die Explikation impliziten Wissens ist also keineswegs nur eine verzeichnende Abstraktion durch den wissenschaftlichen Objektivismus (der zudem selbst auf sozialen Differenzierungen aufbauen muss), nicht einfach – wie die radikale kontextualistische Kritik mitunter suggeriert – eine gigantische Entfremdungsmaschinerie, sondern ebenso wie die wissenschaftliche Perspektive selbst Teil eines endogenen Prozesses der Veränderung der Modalität von kulturellem Wissen. Eine pragmatische Kultursoziologie muss deshalb nicht nur Formen impliziten kulturellen Wissens mit dem ihnen eigenen Geltungsmodus der unthematischen Gewissheit von expliziten kulturellen Wissenssystemen und ihrer Legitimationsform unterscheiden, sondern sie sollte sich neben der Bemühung um die Rekonstruktion der Form und der Funktion des impliziten Wissens um den Übergang zu expliziten kulturellen »Wertsphären« (Max Weber) oder Systemen (Talcott Parsons) kümmern. Sie muss dann mögliche Pfade der »Rationalisierung« der Lebensform⁴⁷ rekonstruieren, ohne dem historisch erfolgreichen Weg einer vermeintlich linearen und monolithischen Modernisierung den Charakter einer notwendigen Teleologie der Explikation des impliziten kulturellen Wissens zuzuschreiben.

Zu den Aufgaben dieser Rekonstruktion der Formen und Wege und Folgen der Explikation und der *strukturbildenden* Reflexivierung von Lebensformen gehören sowohl medientheoretische Untersuchungen (mit Akzent auf symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien und technischen Verbreitungsmedien) als auch die Analyse der pragmatischen Formen der Umsetzung explizierter Regeln und abstrakter Strukturen in konkrete Handlungen und der sekundären Kontrasterfahrungen (Renn 1998) zwischen sozialen Systemen, die die Explikationen impliziten Wissens auf dem Wege der sozialen Differenzierung auslösen.

(3) Schließlich stößt die pragmatische *kultursoziologische* Explikation dieser beiden Stufen – der interkulturellen Pragmatik und der sozialen Explikation

47 | In Variation der Habermas'schen Formulierung der Rationalisierung der Lebenswelt.

von Lebensformen – innerhalb dieses sozialtheoretischen Szenarios auf ihren *eigenen* Standort. Sie entdeckt sich selbst als Variante der sozialen Explikation von kulturellen Lebensformen, die sich im Horizont des Wissenschaftssystems auf die reflexive und rekonstruktive Beschreibung »anderer« Lebensformen und der typischen Formen von Lebensformen überhaupt spezialisiert hat. Auch die kultursoziologische Interpretation ist auf die reziproke Revision von Horizonten angewiesen, d.h. sie muss, wenn sie objektivistische (assimilative) Projektionen und die verzeichnende Subsumtion kultureller Lebensformen unter ihre eigenen analytischen Kategorien vermeiden will, diese Kategorien in praktischen Kontexten der Untersuchung erfahrungsoffen auf den Prüfstand stellen; und sie muss dabei notwendig in Kauf nehmen, dass der Gegenstand, den sie untersuchen will, sich selbst im Prozess der Untersuchung verwandelt, weil die praktische Forschungsarbeit und -interaktion ihrerseits zur Kontextbedingung im pragmatischen Forschungsfeld wird und damit zu einem Reflexionsanstoß für »das Erforschte« selbst.

Die pragmatische kulturwissenschaftliche Forschung ist keine »neutrale«, distanzierte und objektive »Beobachtung«, sondern sie ist eine in der (oben unter (1) skizzierten) pragmatischen Verschränkung von kulturellen Lebensformen fundierte Objektivierung (im Sinne von (2)), die bei sich selbst (z.B. bezogen auf den »Stand der Forschung«) und in den untersuchten Kontexten Transformationen, Selbstrevisionen und Reflexionen auslösen muss. Sie revidiert, spezifiziert und differenziert im Zuge ihrer erfahrungsoffenen Forschung ihre eigenen Vorbegriffe (was heißt in anderen Kontexten »Familie«, »Religion«, »Person«, »Eigentum« etc.), stößt aber gleichzeitig im Feld durch die partielle Reziprozität eines kooperativen Welterschließungsprozesses Kontrasterfahrungen und Transformationen an. *Darin* besteht der konstruktive Aspekt kulturwissenschaftlicher Forschung:⁴⁸ Sie wirkt an der »Erzeugung« ihres Gegenstandes mit, weil sie zu einem realen Faktor der Selbsttransformation einer kommunikativ berührten Lebensform wird.

Gleichwohl bleibt auch die pragmatische Kultursoziologie auf die objektivierende Explikation verpflichtet und kann sich nicht in vermeintlich mimetischer und rein ideographischer Beschreibung eines und nur dieses einen Kontextes erschöpfen (was auch Clifford Geertz nie angestrebt hatte). Das liegt nicht allein in der Eigenlogik der Wissenschaft begründet, sondern überdies schon in der Logik der Kontexttranszendierung, die notwendige Folge der Kontrasterzeugung ist. Die kulturwissenschaftliche Untersuchung von kulturellen Lebensformen ist nolens volens selbst Teil eines Geschehens der Kontingenzerzeugung.

48 | Und eben nicht in einer autopoietisch eingekapselten Erfindung kultureller Gegenstände.

Die normative Dimension der *Anerkennung* differenter kultureller Lebensformen und Horizonte betrifft darum den Grad der Symmetrie, die in der dichten Praxis der Forschung (und der Argumentation ihrer Ergebnisse) zwischen den Beteiligten besteht (oder eben nicht besteht). Auch wenn das Erkenntnisstreben in der Begegnung mit anderen Lebensformen historisch (und gegenwärtig?) durchmischt ist mit »externen«, politischen und ökonomischen Imperativen, so dass die kommunikative Symmetrie allzu oft mehr oder weniger kolonialistischen Interessen zum Opfer fällt, so legt dies normativ keineswegs nahe, im Zeichen geheiligter und vermeintlich radikaler Differenz auf Kontakt zu verzichten, um Reflexionsschutz zu gewähren. Performativ ist eine pragmatische bzw. sprachpragmatische Kultursoziologie unausweichlich in die »Politik der Identität« verstrickt. Sie wird der Maxime der Symmetrie pragmatischer Verschränkung in Kulturkontakten aber nicht gerecht, wenn sie sich in Parteilichkeiten verbeißt, sondern nur, indem sie die eigene Revisionsbereitschaft und Erfahrungsoffenheit kultiviert und verteidigt. Dem Gegenstand den Spielraum für eigensinnige Selbsttransformationen einzuräumen und offenzuhalten, ist dabei kein externes normatives Postulat, sondern gehört – angesichts der sprachpragmatischen Grundlagen der Kommunikation zwischen kulturellen Lebensformen – zu den notwendigen Ausgangsbedingungen einer praktischen und pragmatischen Kultursoziologie.

Über normative Implikationen einer soziologischen Theorie und Analyse »performativer« Kulturen kann man streiten, es dürfte aber klar geworden sein, dass die differenzierungstheoretische Achse der epistemologischen Rechtfertigung einer pragmatischen Kultursoziologie eine Notwendigkeit darstellt. Insofern ist man schlecht beraten, wenn man den »cultural turn« – wenn es so etwas geben sollte – als Aufruf zur Reduktion des Sozialen und der gesellschaftlichen Konstellationen komplexer Ordnung auf reine Praxis verstehen wollte. Praxis »gibt« es nur – als faktisches soziales Geschehen und als Gegenstand plausibler Theorie – wenn es in der Gesellschaft zuvor und zugleich auch *andere* Formate der Handlungskoordination und der Kultur gibt.

LITERATUR

- Alston, W.P. (1964): *Philosophy of Language*. Englewood: Cliffs.
Alston, W.P. (1968): Meaning and Use, in: Parkinson, G.H.R. (Hg.): *The Theory of Meaning*. London: Oxford University Press.
Apel, Karl Otto (1973): *Transformation der Philosophie. Band 1. Sprachanalytik, Semiotik, Hermeneutik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Austin, John L. (1975): *Speech Acts*, Oxford: Oxford University Press.
Bennett, Jonathan (1982): *Sprachverhalten*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Bergmann, Jörg R. (1987): *Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Black, Max (1954): Saying and Disbelieving, in: MacDonald, M. (Hg.): *Philosophy and Analysis*. Oxford: Blackwell, 109-119.
- Blakemore, Diane (1987): *Semantic Constraints on Relevance*. Oxford: Blackwell.
- Bourdieu, Pierre (1979): *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brandt, Robert (1994): *Making it Explicit. Reasoning, Representing and Discursive Commitment*. Cambridge Mass.: Harvard University Press.
- Burke, Peter (2000): *Kultureller Austausch*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Carnap, Rudolf (1967): *Grundlagen der Logik und Mathematik*. München: Nymphenburger. (Original: Foundations of Logic and Mathematics, in: International Encyclopedia of Unified Science, Jg. 1, Heft 3, 1938, S. 139-214).
- Cohen, L. Jonathan (1993): Die logischen Partikel der natürlichen Sprache, in: Meggle, Georg (Hg.): *Handlung, Bedeutung, Kommunikation*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 395-419.
- Clifford, James; Marcus, George E. (Hg.) (1986): *Writing Culture*. Berkeley: University of California Press.
- Dummett, Michael (1976): What is a Theory of meaning (II), in: Evans G.; McDowell J., (Hg.): *Truth and Meaning. Essays in Semantics*. Oxford: Clarendon Press, S. 67-137.
- Evans-Pritchard, E. E. (1988): *Hexerei, Orakel und Magie bei den Zande*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Firth, John Rupert (1930): *Speech*. London: Benn.
- Firth, John Rupert (1957): *Papers in Linguistics (1934-1951)*. London: Oxford University Press.
- Fleck, Ludwig (1983): *Erfahrung und Tatsachen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fuchs, Martin (2001): Der Verlust der Totalität. Die Anthropologie der Kultur, in: Appelsmeyer, Heide; Billmann-Mahecha, Elfriede (Hg.): *Kulturwissenschaft. Felder einer prozessorientierten wissenschaftlichen Praxis*. Weilerswist: Velbrück, S. 18-54.
- Geertz, Clifford (1987): *Dichte Beschreibung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gethmann, Carl Friedrich (1993): *Dasein: Erkennen und Handeln. Heidegger im phänomenologischen Kontext*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Giddens, Anthony (1997): *Die Konstitution der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Glock, Hans Johann (2001): Wittgenstein and Quine: Mind, Language and Behaviour, in: Schroeder, Severin (Hg.): *Wittgenstein and Contemporary Philosophy of Mind*. New York: Palgrave, S. 3-24.
- Gloning, Thomas (1996): *Bedeutung, Gebrauch und sprachliche Handlung. Ansätze und Probleme einer handlungstheoretischen Semantik aus linguistischer Sicht, Reihe Germanistische Linguistik*. Tübingen: Niemeyer.

- Grewendorf, Günther (1995): *Sprache als Organ, Sprache als Lebensform*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Grice, H.P. (1968): Utterer's meaning, Sentence-Meaning, and World-Meaning, in: *Foundations of Language*. Band 4, Heft 3, August 1968, S. 225-242. 1-18.
- Grice, H.P. (1975): Logic and Conversation, In: Cole, Peter; Morgan, J.L. (Hg.): *Speech Acts*. Syntax and Semantics, 3. New York: Academic Press, S. 41-58.
- Grice, H.P. (1978): Further Notes on Logic and Conversation, in: Cole, Peter (Hg.): *Pragmatics*. Syntax and Semantics, 9. New York: Academic Press, S. 113-128.
- James, William (1950): *The Principles of Psychology*. New York: Dover Publications 1950 (1890).
- Habermas, Jürgen (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns. Band 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1988): Zur Kritik der Bedeutungstheorie, in: Ders.: *Nachmetaphysisches Denken*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 105-136.
- Habermas, Jürgen (1999): *Wahrheit und Rechtfertigung. Philosophische Aufsätze*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1983): *Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hall, Stuart (1999): Die zwei Paradigmen der Cultural Studies, in: Hörning, Karl; Winter, Rainer (Hg.): *Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 13-43 (orig.: Cultural Studies. Two Paradigms, in: Media, Culture and Society. Heft 2, S. 57-72).
- Hallpike, Christopher Robert (1990): *Die Grundlagen des primitiven Denkens*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hare, R.M. (1970): Meaning and Speechacts, in: *Philosophical Review*. Heft 79, S. 3-24.
- Heidegger, Martin (1984): *Sein und Zeit*. Tübingen: Niemeyer.
- Kenny, A.J.P. (1975): *Will, Freedom and Power*. Oxford: Blackwell.
- Krämer, Sybille (2006): *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen im 20ten Jahrhundert*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kroeber, A. L.; Kluckhohn, C. (1952): Culture. A Critical Review of Concepts and Definitions, in: *Peabody Museum of American Archeology and Ethnology Papers*. Jg. 47, Heft 1, Cambridge Mass.: The Museum.
- Kuhn, Thomas (1979): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen.*: Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Labov, W. (1972): *Sociolinguistic Patterns*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Levinson, Stephen C. (1994): *Pragmatik*. Tübingen: Niemeyer.
- Lévy-Bruhl, S. (1926): *How Natives Think. Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures*. London : G. Allen & Unwin.

- Lewis, D. (1969): *Convention. A Philosophical Study*. Cambridge Mass.: Harvard University Press.
- Luckmann, Thomas (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens. Kommunikative Gattungen, in: Neidhardt, F.; Lepsius, M. R.; Weiß, J. (Hg.): *Kultur und Gesellschaft*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 27. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 191-211.
- Luhmann, Niklas (1999): Kultur als historischer Begriff, in: Ders.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Band 4. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lyotard, Jean Francois (1989): *Der Widerstreit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Malinowski, Bronislaw (1923): The Problem of Meaning in Primitive Languages, in: Ogden, C.K.; Richards, I.A. (Hg.): *The meaning of meaning*. London: Paul, Trench & Trubner.
- Maier, Bernhard (2000): *Die Kelten. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*. München: Beck.
- Motsch, Wolfgang; Pasch, Renate (1987): Illokutive Handlungen, in: Motsch, Wolfgang (Hg.): *Satz, Text Sprachliche Handlungen*. Studia Grammatica, Band 25. Berlin: Akademie, S. 11-81.
- Moscovici, Serge (1991): Die prälogische Mentalität der Zivilisierten, in: Flick, Uwe (Hg.): *Alltagswissen über Gesundheit und Krankheit, Subjektive Theorien und soziale Repräsentationen*. Heidelberg: Asanger, S. 245-268.
- Okrent, Mark (1988): *Heideggers Pragmatism*. London: Ithaka.
- Parsons, Talcott (1978): Malinowski and the Theory of Social Systems, in: Ders.: *Social Systems and the Evolution of Action Theory*. New York: Free Press, S. 82-100.
- Polanyi, Michael (1985): *Implizites Wissen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Polenz V., Peter (1991): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Berlin: de Gruyter.
- Psathas, George (Hg.) (1979): *Every Day Language. Studies in Ethnomethodology*. New York: Irvington.
- Putnam, Hilary (1991): *Repräsentation und Realität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Putnam, Hilary (1995): *Pragmatismus. Eine offene Frage*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Quine, W.v.O. (1990): *The Pursuit of Truth*. Cambridge Mass.: Harvard University Press.
- Quine, W.v.O. (1980): *Wort und Gegenstand*. Stuttgart: Reclam.
- Quine, W.v.O. (1972): Methodological Reflections on current Linguistic Theory, in: Davidson, D.; Herman, G. (Hg.): *Semantics of Natural Language*. Dordrecht: Reidel, S. 442-454.

- Renn, Joachim (1998): Übersetzungskultur. Grenzüberschreitung durch Übersetzung als ein Charakteristikum der Moderne, in: *Sociologia Internationalis*, Jg. 36, Heft 2, 1998, S. 141-169.
- Renn, Joachim, (2000): One World is Enough, in: *European Journal of Social Theory*, Jg. 3, Heft 4, November 2000, S. 485-499.
- Renn, Joachim (2006): *Übersetzungsverhältnisse. Perspektiven einer pragmatischen Gesellschaftstheorie*. Weilerswist: Velbrück.
- Renn, Joachim; Sebald, Gerd; Weyand, Jan (Hg.) (2012): *Lebenswelt und Lebensform: Zum Verhältnis von Phänomenologie und Pragmatismus*. Weilerswist: Velbrück.
- Ricoeur, Paul (1988): *Zeit und Erzählung. Band 1*. München: Fink.
- Rorty, Richard (1984): *Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Rorty, Richard (1989): *Contingency, Irony, Solidarity*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Ryle, Gilbert (1949): *The Concept of Mind*. New York: Barnes and Noble.
- Sahlins, Marshall (1986): *Der Tod des Kapitän Cook*. Berlin: Wagenbach.
- Said, Edward W. (2001): Kultur, Identität und Geschichte, in: Schröder, Gerhart; Breuninger, Helga (Hg.): *Kulturtheorien der Gegenwart, Ansätze und Positionen*. Frankfurt a.M.: Campus, S. 39-59.
- Savigny, Eike von (1993): *Die Philosophie der normalen Sprache. Eine kritische Einführung in die »ordinary language philosophy«*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schegloff, E.A.; Sacks, H. (Hg.) (1973): Opening up Closings. *Semiotica*, Jg. 8, Heft 4, 1973, S. 289-327.
- Schneider, Hans Julius (1991): Objectivism in Pragmatics as a Hindrance to Intercultural Communication, in: Blommaert, Jan; Verschueren, Jef (Hg.): *Pragmatics of Intercultural and International Communication*. Amsterdam: Benjamins, S. 163-173.
- Schneider, Hans Julius (1999): Offene Grenzen, zerfaserte Ränder. Über Arten der Beziehung zwischen Sprachspielen, in: Lütterfels, Wilhelm (Hg.): *Der Konflikt der Lebensformen in Wittgensteins Philosophie der Sprache*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 156-171.
- Schneider, Hans Julius (2000): Was heißt »Explizitmachen impliziten Regelwissens«, in: *Handlung, Kultur, Interpretation*, Jg. 9, Heft 2, 2000, 306-324.
- Searle, John R. (1982): *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechaktheorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Searle, John R. (1992): *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge Mass.: Cambridge University Press.
- Strawson, P. F. (1952): *Introduction to Logical Theory*. London: Methuen.
- Strecker, Bruno (1987): *Strategien des kommunikativen Handelns. Zur Grundlegung einer Grammatik der Kommunikation*, Düsseldorf: Schwann.

- Taylor, Charles (1985): Theories of Meaning, in: Ders.: *Human Agency and Language. Philosophical Papers* 1. Cambridge Mass.: Cambridge University Press.
- Tugendhat, Ernst (1976): *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Vanderveken, Daniel (1990): *Meaning and Speech acts. Band 1: Principles of Language Use*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Vanderveken, Daniel (1991): *Meaning and Speech acts. Band 2: Formal semantics of success and satisfaction*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Vendler, Z. (1967): *Linguistics in Philosophy*. Ithaca: Cornell University Press.
- Vennemann, Th.; Jacobs, J. (1982): *Sprache und Grammatik. Grundprobleme der linguistischen Sprachbeschreibung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Whorf, Benjamin L. (1986): *Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie*. Hamburg: Rowohlt.
- Winch, Peter (1974): *Die Idee der Sozialwissenschaft und ihr Verhältnis zur Philosophie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wittgenstein, Ludwig (1969): *On Certainty. Über Gewissheit*. Oxford: Blackwell.
- Wittgenstein, Ludwig (1984): *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wright, Richard A. (1993): Bedeutung und konversationale Implikatur, in: Meggle, Georg (Hg.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 370-395.
- Wright, Georg Henrik v. (1984): *Erklären und Verstehen*. Königstein: Athenäum.